·ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE·

726

Gewehr heraus!

Heitere Bilder
aus dem
Oesterreichischen
Soldaten-
Leben

in Prosa & Versen

von

Albert Schnitter

Graz, Verlag von Franz Pechel 1889.

·ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE·

LITH. „SENEFELDER" GRAZ

Gewehr heraus!

Heitere Bilder

aus dem

österreichischen Soldatenleben

in Prosa und Versen.

Von

Albert Schnitter.

Zweite, vermehrte Auflage.

Graz.
Verlag von Franz Pechel, vorm. Ferstl.
1889.

DEPARTMENT OF HYGIENE
WELLESLEY COLLEGE

PT
3823
S330
1889

Abdruck nur im Einzelnen unter genauer Quellenangabe gestattet.

680
943.6
Sch5

Druckerei „Leykam“, Graz.

680.

Zueignung.

Wer dieses an Scherzen nicht arme Buch
Entbietet der schönsten der Frauen,
Trägt selber ein zweites, fast schreiendes Tuch
Auf seinem Rocke, dem blauen.

Er schickt es hinaus in die lachende Welt,
Auch manchen Freund zu erfreuen,
Und wenn es dem Ein' oder Andern gefällt,
So wird es den Schreiber nicht reuen.

Doch wenn sich gar Einer im Spiegel d'rin sieht,
So mög' er daraus sich nichts machen,
Und falls der Getroff'ne den Mund dann verzieht,
So sei's nur zu fröhlichem Lachen.

So sei es zu fröhlichem Lachen allein,
Und Niemand mög' hadern und grollen:
Es kann 'mal ein Scribler verschwiegen nicht sein,
Und sollt' ihn der Teufel selbst holen!

Graz, im Mai 1888.

A. H.

Zur zweiten Auflage.

Nun rüste dich zum zweitenmal,
Mein Büchlein, zu fröhlicher Reise,
Und grüß' die Kameraden all'
In deiner heiteren Weise.

Und dann — das eine vergiß' mir nicht,
Sonst lieb' ich dich mit nichten:
Sieht dich ein minniglich Angesicht,
So grüß' es mir in Büchlein.

So zieh' denn hin! Und bleibt dir gewahrt
Das Glück auf all' deinen Wegen,
So geb' ich dir zur dritten Fahrt
Schon jetzo meinen Segen.

Graz, im April 1889.

A. H.

Inhalt.

Seite

Zueignung III
Zur zweiten Auflage IV
Der Deutschmeister-Schani 1
Die Belehrung 5
Der „Einjährige" auf Wache 7
Ein Justiz-Mord 13
Hier werden Näherinnen aufgenommen 20
Beim Manöver 25
Nach zweitägiger Dienstzeit 27
Wie der General Finkenfeld Hochzeit hielt 31
Der Philosoph im Waffenrock 36
An meinen Oberlieutenant 40
Patina, oder: Des Löwen Erwachen 41
Wie der Hauptmann Ehrlich seine erste Decoration erhielt und was es dabei für Festlichkeiten gab . . 51
Ein Mißverständnis und seine Folgen 56
Es handelt sich um kein Plaisir 65

Seite

Zöglingsstreiche 67
Schon wieder der Säbel, oder: Die rohe Soldatesca . . 75
Jägerlatein 82
Das erste Debut 88
Der verhängnisvolle Zahn 91
Befehl ist Befehl 99
Wenn man zu viel Mathematik studiert hat 105

Gewehr heraus!

Der Deutschmeister-Schani.

„Die höchste Weisheit ist die Kunst zu leben."

Man mag darüber denken, sprechen und schreiben wie man will, daß die liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten der leichtlebigen Wiener in neuerer Zeit zu schwinden beginnen. Aber das eine steht fest: Der Humor des flotten Deutschmeister-„Schani" ist ein frischer, tiefer Born, welchen selbst die größte Trockenheit in der immerdurstigen Kehle und die anhaltendste Ebbe in der Tasche dieses blau in blau gehaltenen Vaterlandsvertheidigers nimmer zum Versiegen bringen wird. Der Kaufman Kohleisen vom Getreide-Markt kann dafür einstehen.

Derselbe fuhr eines schönen Abends in einem „fermen Zeugl" aus dem dritten Kaffee-Hause im Prater, wo er sich an den frohen Klängen einer Militär-Musik und einigen halben Litern stets frisch

angezapften Märzen=Bieres erfreut hatte, heim zu den geliebten Kindern. Ihm zur Seite saß seine bessere Hälfte, welche jedoch in den Verlauf der folgenden Begebenheit nicht thätig eingreift und daher füglich bei Seite gelassen werden kann.

Der Wagen rasselte just durch die volksbelebte Praterstraße, als die Uhr der Johannis=Kirche mit ernsten Schlägen die Zeit kündete: Es war halb neun Uhr. Da bemerkte der biedere Geschäftsmann einen Soldaten, welcher dem Gefährte mit schnellen Schritten nacheilte und Kutscher und Insassen durch auffallende Geberden und lautes Rufen zum Anhalten aufforderte. Und als das „Zeugl" über Auftrag Kohleisens, der eine interessante oder vielleicht sogar wichtige Nachricht zu erhalten meinte, stillestand, trat der Deutschmeister, die Virginier mit der Linken aus dem Mund nehmend, mit der Rechten militärisch salutirend, zum Wagenschlag und sprach: „Herr Kaufmann Kohleisen, bitte tausendmal um Entschuldigung — Sie werden mich wahrscheinlich nicht kennen — —"

„In der That — —"

„Ich heiße nämlich Müller, bin Infanterist bei den Deutschmeistern, bequartiert in der Gumpendorfer Kaserne. Und da es bereits halb neun Uhr ist, so versäume ich den Zapfenstreich, wenn Sie mich nicht

mitfahren lassen — natürlich bloß am Bock neben dem Kutscher, meine ich — Sie brauchen auch gar nicht bis zur Kaserne fahren — am Getreidemarkte springe ich ab und belästige Sie dann weiter nicht mehr."

Der Kaufmann bewilligte dieses Ansuchen ohne weiteres und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Rasch sausten die Pferde durch die Straßen. Als der Rosselenker endlich an einer Stelle halten wollte, von welcher aus der Soldat am directesten sein Ziel auf eigenen Sohlen erreichen konnte, gab ihm der gutmüthige Kaufmann den Auftrag, den Soldaten bis an's Kasernenthor zu führen, was dieser anfänglich dankend zurückwies, dann aber höchlich erfreut annahm.

Nach wenigen Minuten war die Strecke zurückgelegt. Aus dem Innern der Kaserne ertönten die Klänge der Retraite. Der Deutschmeister sprang vom Bock. „Herr Kaufmann Kohleisen", wandte er sich gegen den Miether des Fuhrwerkes, „ich danke Ihnen für Ihre Menschenfreundlichkeit. Kasern-Arrest ist eine bedauerliche Einrichtung. Aber — — ich hätte noch eine Bitte — —"

Kohleisen sah ihn erstaunt an. „Ich sehe es ein", fuhr jener fort, „daß ich ein bißchen unverschämt bin — —"

„Na, na, na", begütigte Kohleisen. „Nur heraus mit der Sprache."

„Ich möchte ganz ergebenst bitten — leihen Sie mir dreißig Kreuzer!"

Obwohl dem Kaufmanne dieses Ansinnen denn doch ein wenig sonderbar vorkam, so griff er dennoch in die Börse und überreichte dem Soldaten den Betrag.

Nach einem kurzen „Ich danke schön" und einer tadellosen Verbeugung, drückte jener die drei Münzen dem Kutscher in die Hand und sagte gutmüthig: „Kutscher, da hast a Trinkgeld, daß D' nit sag'n kannst, Du hätt'st an Deutschmeister umsunst führen müssen! Servas!" Dann schloß sich das mächtige Hausthor hinter seinem Rücken.

Den nächsten Morgen erhielt der Kaufmann einen Loco-Brief. Als er ihn öffnete, fielen drei kleine Silbermünzen auf den Boden: Der Deutschmeister hatte seine Schuld beglichen.

Die Belehrung.

„Herbe war er, doch die Rede
„Wußt' er ſchmeichelnd zu verſüßen."

Am Poſten ſtand ein Infant'riſt
Und dachte froh an Speck und Wein
Und Köchinnen und Küchenſchrein,
Und was das Leben ſonſt verſüßt;
Kein Wunder, daß er drum nicht ſah,
Was rechts und links von ihm geſchah.
Bei Leuten aus dem Stei'rerland
Iſt dies nicht ſelten, wie bekannt.

Da wollte es ſein Unglücksſtern,
Daß an der Wache mit kling, kling
Ein Geiſtlicher vorüber ging.
Er trug den heil'gen Leib des Herrn,
Doch nahm der Poſten ihn erſt wahr,
Als er ſchon längſt vorüber war.

Da fiel 's dem Mann hübsch langsam ein,
Nach Vorschrift sein „G'wehr 'raus!" zu schrei'n.

Der Lieut'nant sieht den Sachverhalt
Und denkt: „Belehren will ich ihn",
Und springt zum Posten zornig hin
Und schreit, daß es nur widerhallt:
„Ja, wenn mit seinem Jesu Christ
Der Pfaff bereits beim Teufel ist,
Dann ist's zu spät, ‚G'wehr 'raus' zu schrei'n!
Wie kann man denn solch' Dummkopf sein!"

Der „Einjährige“ auf Wache.

„Die Muattaliab is wirklich ganz allan
„Mehr werth wie Gold und Edelstan.“

So war es denn endlich entschieden: Willy mußte zum Militär! Die Frau Mama hatte bis zur letzten Minute gehofft, er werde für dieses bluttriefende Handwerk untauglich sein. Wie gerne hätte sie die Militärsteuer erlegt, Willy losgekauft. Umsonst! Willy, wie wird's Dir gehen!

Ja, gegen das allgemeine Wehrgesetz kämpfen Götter selbst vergebens. Haben doch in jüngerer Zeit die Tagesblätter aller Welt erzählt, daß selbst gewisse Militär-Befreiungskünstler ihre Fähigkeiten nur bis zu einer gewissen Grenze zu schnödem eigenen Gewinnst zu verwerthen wissen. Armer, armer Willy!

Die Frau Mama war mit ihrem Söhnlein eigenfüßig zu einem Regiments-Schneider gegangen,

um ihm die äußeren Kennzeichen seiner künftigen Bürde als k. k. Einjährig-Freiwilliger bei der Jägertruppe anmessen zu lassen, und bald nachher stand er gleich einem rauhen Kriegsmanne vor ihr.

Allein Willy lebte sich zu seiner eigenen Verwunderung gar nicht schlecht in die neuen Verhältnisse hinein. Manchmal empfand er sogar etwas wie Freude an seinem neuen Stand. Nur das entsetzlich frühe Aufstehen machte ihm viel berechtigten Kummer. Einmal hatte er sogar ohne Frühstück in die Kaserne eilen müssen. Man bedenke: ohne Frühstück! Armer Willy!

Als endlich die achtwöchentliche Rekruten-Abrich — — pardon: Rekruten-Ausbildung vorüber war und die Zeit herannahte, wo die Einjährig-Freiwilligen von meist jungen Officieren in nicht gerade immer streng pädagogischer Weise in die Anfangsgründe elementarster Taktik und ähnlicher, für den angehenden Reservelieutenant nothwendiger Kriegswissenschaften eingeweiht werden sollten, eröffnete ihm der Commandant der Abtheilung, daß er ihn — gleichen Fleiß und Eifer wie bisher vorausgesetzt — zu Weihnachten zum Vorrücken in die Charge eines Patrouille-Führers in Vorschlag bringen werde. Patrouille-Führer! Willy's Herz schlug mächtig, und beschwingten Fußes eilte er nach Hause, um der

Mama die frohe Botschaft zu überbringen. Wie stolz seine Worte klangen, wie seine Augen glänzten, als er zu erzählen anhub! Mama war gerührt und — schickte zum Conditor — —

Und wirklich, als die liebliche Weihnachtszeit herannahte, erglänzte bereits auf seinem Rockkragen ein prächtiger Tuchstern. Allein Würde bringt Bürde: Laut heutigen Regiments-Commando-Befehles hatte Willy morgen, Sonntag, als Commandant der Pulverthurm-Wache mit sieben Mann in Dienst zu treten.

Auf Wache! Und noch dazu als Commandant! Die Wachverhaltungen schwirrten in seinem Kopfe herum. Und dann der VIII. Kriegsartikel: „. . . mit dem Tode durch Erschießen zu bestrafen . . . . . Kerker bis zu fünf, nach Umständen bis zu zehn Jahren. . . . . treffen auch den Commandanten einer Wache, welcher. . . . . "

Zu Hause erzählte er der Mama von dem verantwortungsvollen Dienste mit nachgerade kläglicher Miene. Die Frau Mama war außer sich: „Wenn Dir nur kein Unglück passirt! Gib nur ja schön acht mit dem Feuer, damit das Pulver — — Armer Willy! Und noch dazu an einem Sonntag! Und wie wird es dann mit dem Nachtessen und dem Frühstück sein?"

„Schlecht genug, Mama! Weit und breit kein

Gasthaus oder auch nur eine Cantine, wo man sich etwas holen lassen könnte."

„Armer Willy! Aber könntest Du nicht irgend einen Unterofficier bitten, daß er statt Dir diesen schrecklichen Dienst übernimmt? Du versprichst ihm dafür fünf Gulden — —."

„Das geht wirklich nicht, Mama." — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Willy befand sich in der Wachstube. Hu! die schmutzigen, kahlen Wände, die widerliche Pritsche! Und was für abscheulichen Tabak diese ordinären Leute rauchten! Sehnsuchtsvoll gedachte er des schwellenden heimischen Sofas und des behaglichen Kamines. Und die Zeit kroch dahin, als hätte sie Blei in den Füßen. Endlich begann es zu dunkeln. Zu Hause hätte er jetzt seine gewohnte Chocolade getrunken und, zurückgelehnt in den weichen Fauteuil, sorgenlos eine feine Cigarre aus Papas Vorrath geraucht. Hier aber mußte er hinaus in die kalte Winterluft, um die Posten zu inspiciren. Wenn mindestens die Wege ausgeschaufelt gewesen wären, welche er zu betreten hatte! Aber es mußte sein.

Als er mit durchnäßten Füßen und knurrendem Magen von seiner Inspicirungsreise in die Wachstube zurückgekehrt war, dachte er ernstlich daran, auf welche Weise er sich ein, wenn auch nur ganz

beſcheidenes Abendbrot zu Gemüthe führen könnte. Allein das nächſte Wirthshaus war mindeſtens eine halbe Wegſtunde entfernt. Konnte er es wagen, einen Mann dahin zu entſenden? Würde man ihn deshalb im Falle der Entdeckung wegen Pflichtverletzung im Wachdienſte belangen? „Aber der Staat kann doch nicht wollen, daß ſein treuer Diener im tiefſten Frieden Hungers ſterbe!“

Endlich hatte er alle Bedenken überwunden. „Unterberger!“ rief er entſchloſſen ſeinem „Putzer“ zu, welcher mit ihm auf die Wache gezogen war, „Unterberger, Sie kommen jetzt auf Poſten! Wenn Sie wieder abgelöst ſind, ſo gehen Sie in das nächſte Gaſthaus und bringen mir etwas zum Eſſen und Trinken.“

Unterberger machte ein ſaueres Geſicht. „Zu Befehl, Herr Patrouille-Führer!“ — -- —

Draußen pfiff ein kalter Nordwind. Unterberger, welcher bereits ſeit einer Stunde am Poſten ſtand, hatte den Kragen ſeines dünnen Mantels aufgeſtülpt und rieb ſich mißmuthig die ſtarren Hände. „Zwei Stunden in der Kälte Poſten-Stehen und dann in die Stadt rennen müſſen!“ brummte er. „Hab' auch nichts zu eſſen und 's muß gut ſein.“

Da bemerkte er in einiger Entfernung zwei Geſtalten, welche ſich gegen das Wachhaus bewegten.

Schon wollte er sie mit einem kräftigen: „Halt! wer da?“ stillezustehen zwingen, als er sie erkannte: Die Mutter des „Einjährigen“ und ihre Köchin, seine Liebe. Letztere schleppte einen mächtigen Korb, aus welchem verheißungsvoll die Köpfe mehrerer Weinflaschen hervorlugten. Der Posten begriff die Situation ungewöhnlich rasch: „Ah, das ist gescheidt, daß Sie kommen“, rief er erfreut, „der Einjährige hat eh' schon gesagt, daß ich nach der Ablösung in die Stadt muß um ein Nachtmahl!“

Der Wachcommandant, welcher das laute Sprechen des Postens vernommen hatte, eilte diensteifrig in's Freie, um zu sehen, was es gäbe.

Die folgende Scene läßt sich nur andeuten, nicht beschreiben: „Mein armer Willy!“ rief die Frau Mama, „wie geht es Dir?“ — „Ist auch für mich etwas drinnen?“ raunte der Posten seiner Liebe in's Ohr. — „Gute Mama!“ jubelte Willy und weinte lang an ihrem treuen Busen — — — —

Ein Justizmord.

„Eins mans redde eine halbe redde,
„Man sal sie billich verhören bede.“

Die Mannschaft hatte abgekocht, die Menagen waren verzehrt. Fröhliches Jauchzen und heiteres Singen ertönte durch das Lager. Die Regiments-Musik spielte einen neuen Marsch, dessen Componist der in Wien vielgenannte Pepi Koch war. Die Officiere gruppirten sich zwanglos um einen von der Pionnier-Abtheilung in nicht allzu kunstfertiger Weise gezimmerten Tisch aus roh behauenen Brettern und suchten des Tages Schweiß und Mühen bei köstlichem Reininghauser Märzen-Bier zu vergessen. Auch der Oberst von Immertreu, welcher es liebte, manchmal ein Stündlein mit seinen Officieren zu verplaudern, hatte sich eingefunden und rieb sich vergnügt die Hände. Er war guter Laune. Die Laune eines Obersten pflegt sich nach abwärts fortzupflanzen. Man wurde lustig. Endlich begann der joviale Herr zu

erzählen und jedermann hörte zu — nicht aus Subordination, sondern aus Interesse, denn man wußte, daß es sich in einem solchen Falle nie um meuchlerische Vermehrung kriegsgeschichtlichen oder gar reglementaren Wissens handle, sondern um eine schnurrige Geschichte.

Ich war, erzählte er, noch ein ganz grüner Lieutenant. Kaum der Schulbank entwachsen, sah ich die Welt, welche mir, wie man zu sagen pflegt, thürangelweit offen stand, im rosigsten Lichte. Und weil ich damals noch keine so grauen Haare hatte, wie heute, auch stets lustig und übermüthig, dabei aber auch von peinlicher Pflichttreue beseelt war, so stand ich nicht nur bei meinen Vorgesetzten und Kameraden in hoher Gunst, sondern auch bei jenen vollkommenen Geschöpfen, welche man gemeiniglich Weiber nennt. Nebenbei erwähnt, war auch ich keiner Schürze gegenüber hartherzig. Da kam das Verhängnis. Eben hatte ich gegen ein allerliebstes kleines Dämchen, welches auf der Straße nie ohne die berühmte Musik-Mappe zu sehen war, das Plänklerfeuer der heißen Blicke gerichtet, das — ich kann es ohne Ueberhebung sagen — mit einem heftigen Schnellfeuer ähnlicher Schmachtblicke tapfer erwidert wurde, als mich das schnell schreitende Unglück bemüßigte, den Angriff kurz abzubrechen und ein verschanztes Lager zu beziehen. Ich erhielt einen unglaublich langen Zimmerarrest, welchen

ein theurer Kamerad benützte, mir mein Dämchen abspänstig zu machen. Aber nicht dies allein war die Ursache, daß mir die Welt in jenen Tagen nicht mehr so rosig schien wie ehedem, sondern insbesondere das Gefühl, unschuldig verurtheilt worden zu sein.

Das kam aber so: Ich war Commandant der Schönbrunner Wache, als just im Schlosse eine große Auffahrt stattfand. Eine Carrosse nach der andern rollte an dem Wachlocale vorüber, eine prächtiger wie die andere. Der Posten schrie aus Leibeskräften sein „Gewehr herrrraus!" Der Tambour wirbelte ohn' Unterlaß den Generalmarsch, ich salutirte mit dem Säbel, daß mich der Arm schmerzte. Da, plötzlich, nach einem abermaligen sich dreimal wiederholenden „Gewehr herrrraus!" des Schnarrpostens verstummte der Trommelwirbel. Entsetzt winkte ich dem unglücklichen Tambour mit den Augen, der Unterofficier der Wache winkte mit der linken Hand, der stämmige Burggensdarm winkte mit beiden Händen, der Leibkutscher am Bocke des vorübersausenden Wagens winkte mit der Peitsche — umsonst, der Tambour feierte! Als ich endlich die Wache abtreten lassen konnte, stürzte ich mit gezücktem Schwert auf den Missethäter los, um ihn mit Vorwürfen zu überschütten, doch der erste kräftige Fluch, mit welchem ich mein Innerstes erleichtern wollte, erstarb mir auf den Lippen, als ich

sah, was die Ursache gewesen war, daß die Trommel im entscheidendsten Momente versagt hatte. Beruhigt hoffte ich, daß auch meine Vorgesetzten ein ähnliches Einsehen beweisen würden, wenn ich, zur Verantwortung gezogen, die Sachlage erzählte. Allein es sollte anders kommen.

Schon den nächsten Morgen stand ich in funkelnder Parade im Arbeitszimmer des commandirenden Generalen. „Auf Allerhöchsten Befehl!“ hatte mir der Personal-Adjutant zugeflüstert, ohne jedoch dadurch meine Stimmung sonderlich zu erhöhen. Trotz meines ruhigen Gewissens fühlte ich in meiner Seele ein gewisses Etwas, das sich am Besten mit den Worten „Außen hui, innen pfui“, charakterisiren ließe — denn was mein Aeußeres anbelangt, so hatte ich, wie schon angedeutet, heute eine ganz außerordentliche Sorgfalt auf dasselbe verwendet. Jetzt öffnete sich die Pforte des Nebenzimmers und Seine Excellenz trat ein. Seine Mienen verfinsterten sich zusehends, als ich mich stotternd meldete. Er maß mich von oben bis unten. Endlich sprach er: „Herr Lieutenant, es ist mir ganz unfaßlich, wie Sie sich einer derartigen Pflichtverletzung im Wachdienste schuldig machen konnten. Ja, sagen Sie mir: Sind Sie so bodenlos leichtsinnig, daß Sie nicht einmal das Reglement lernen oder —“

„Euer Excellenz — — —", wollte ich im Vollgefühle meiner Unschuld sagen und den Sachverhalt erklären, allein ein donnerndes: „Schweigen Sie, ich habe Sie um nichts gefragt", schloß mir den Mund. „Bloß in Ansehung Ihrer Strafosigkeit und Ihrer großen Jugend", fuhr der Schreckliche fort, „will ich Sie nur mit dreißig Tagen Zimmer-Arrest bestrafen, aber in Zukunft hüten Sie sich, hüten Sie sich, junger Mann!"

„Nur dreißig Tage Zimmer-Arrest! Gerechter Himmel! Und Du läßt die Sonne weiter glänzen? schickst keinen rächenden Engel herunter über diese kalten, gefühllosen Menschen?" Also tobte es in meinem Innern. Doch die Zeit heilt manche Wunden. Auch diese dreißig Tage nahmen ein Ende und bald war ich wieder fröhlich und guter Dinge. Selbst die Gewißheit, daß mir daß Dämchen mit der Musik-Mappe verloren war, ließ mich ziemlich kühl — mein Gott! es gibt ja der Musik-Mappen mehr in Wien!

Da begab es sich, daß ich eines Tages zu einem Souper, welches der commandirende General seinen Officieren zur Feier irgend welches mir nicht mehr erinnerlichen Ereignisses gab, geladen wurde. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt. Auch das Arrangement sagte mir vollkommen zu: In dem einen der beiden Speisesäle saßen die Generäle und solche, die es in der nächsten Zeit werden wollten, in dem

anderen wir junges Volk. Hei, wie bald hatte der Champagner die Zungen gelöst! Wir tranken und plauderten und plauderten und tranken nach Herzensluſt, während man im Zimmer nebenan immer nur eine einzige Stimme vernahm. „S. Lucia", „Windiſchgrätz", „Mailand", „Mezzana Corte" waren drüben die Schlagworte, hüben lauteten ſie „Ronacher", „Pagat ultimo" oder „die ſchöne Marietta" u. ſ. w.

Eben erzählte ich einigen meiner Nachbarn eine erbauliche Geſchichte von meinem reizenden vis-à-vis, welches ich während meiner Arreſtſtrafe kennen gelernt hatte, als ſich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich um und — erblickte den Diviſionär. Schnell ſprang ich auf, um in tadelloſer Habt-Acht-Stellung einige huldreiche Worte zu vernehmen, allein der Blaurock drückte mich wieder ſanft in den Stuhl und ſagte lächelnd, daß es ihn freue, gehört zu haben, wie ich in der Zeit meiner Gefangenſchaft ſo löbliche Zerſtreuung gefunden habe.

„An Zerſtreuung hat es mir allerdings nicht gefehlt", antwortete ich reſolut, „allein es hat mich doch geſchmerzt, ganz ungerechter Weiſe ſitzen zu müſſen." Ich war wieder aufgeſprungen, den Daumen an der Hoſennaht.

„Ungerechter Weiſe?" ſprach die Excellenz und dehnte das Wort in's Unendliche. Die Unter-

haltung rings umher war verstummt. Ungerechter Weise?" wiederholte er und machte jetzt nicht die geringsten Anstalten, mich wieder in den Stuhl zu drücken. Ich stand wie beim Rapport, seine Augen waren streng auf mich gerichtet.

„Wenn mir Euer Excellenz gestatten würden", sagte ich ein wenig schüchtern, „den Sachverhalt erklären zu dürfen — —"

„Es würde mich in der That interessiren — —"

„Der unglückliche Tambour hatte an jenem Vormittag die Trommel bereits derartig oft und kräftig gerührt, daß im entscheidenden Augenblick das Fell barst und ein großes Loch — —"

Der Divisionär lachte. „Ja, warum haben Sie das nicht Seiner Excellenz, dem commandirenden Generalen gemeldet?"

„Ich wollte es ohnedies thun, allein Seine Excellenz versicherte mich, daß er mich um gar nichts gefragt habe."

Der hohe Vorgesetzte verschmähte es nicht, mich unter'm Arm zu nehmen und in das Nebenzimmer zu führen, wo er dem Commandirenden die Geschichte meiner ungerechten Verurtheilung zum größten Spaß aller Anwesenden erzählte. Sogleich befahl der Gestrenge, daß meine Strafe aus dem Protokoll gelöscht werde. Allein was half es? Sitzen hatte ich dennoch müssen!

Hier werden Näherinnen aufgenommen.

„Fälle gibt's und Tannenwälder,
„Wo der Mensch sich sehnt zum Menschen."

In der Theemaschine summten und sangen muntere Geister. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb war derjenige, welcher sie geweckt hatte, in schlechter Laune. Wenn ein Lieutenant abends in seiner Bude einsam sitzt und Thee kocht, so ist dies immer ein Zeichen, daß er entweder kein Geld hat, um im Hotel zu soupiren, oder daß er Zimmerarrestant ist.

Lieutenant Scheicher, sonst ein munterer Knabe und ausgesprochener Freund lustiger Schnacken, war noch schlimmer dran: Er hatte nicht nur kein Geld, sondern auch Zimmerarrest. Daher seine schlechte Laune.

Drei Tage schon hatte er innerhalb seiner vier kahlen Wände zugebracht wie ein lebendig Begrabener,

und noch sieben solche Tage standen ihm bevor! Und er war doch im Recht gewesen, als er behauptete, der Officiers-Vortrag, welchen der alte Major Krummbein unlängst im Schweiße seines Angesichts gehalten hatte, sei purer Unsinn gewesen. Er würde es auch heute noch behaupten.

Gedankenschweren Hauptes saß er vor seiner Theemaschine, während eben in der Ressource ein fröhliches Tänzchen abgehalten wurde, wo auch Sie anwesend war.

Aber nicht allein dieser Kummer lastete auf seiner Seele: Sein Papa, ein pensionirter Oberst und gar gestrenger Herr, war gewohnt, sein Söhnlein jeden zweiten Tag in seiner, von der Kaserne weit entfernt gelegenen Wohnung zu begrüßen. Und gestern war er ausgeblieben und auch morgen konnte er nicht kommen. „Was wird der Vater dazu sagen?!" Und dann diese tödtliche Langweile! Es war zum Verzweifeln!

„Dem muß abgeholfen werden", sprach er plötzlich entschlossen. „Aber wie?" setzte er etwas kleinlaut hinzu und blickte nach der Zimmerdecke, mächtige Rauchwolken aus dem Munde blasend. Dann stand er auf, ein schelmisches Lächeln umspielte seine Lippen: „Den Kopf wird es nicht kosten, selbst wenn sie mich erwischen."

Er begab sich zum Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier aus der Mappe und schrieb auf dasselbe mit großen Lettern:

„Hier werden
Näherinnen aufgenommen."

Dann schritt er an das ebenerdige Fenster — Lieutenants wohnen bekanntlich mit großer Vorliebe zu ebener Erde — und klebte das Papier derart an die Fensterscheibe, daß das Geschriebene von der Straße aus gelesen werden konnte. Dann ging er zu Bette.

Den nächsten Morgen erwartete er sehnsuchtsvoll das Resultat seiner Ankündigung. Und siehe, es blieb nicht aus. Schon um 10 Uhr konnte er auf ein schüchternes Klopfen ein kräftiges „Herein!" rufen. Die Thüre that sich auf und — ein häßliches, verwachsenes Mädchen von zweifelhaftem Alter überschritt die Schwelle. Als sie den Lieutenant wahrnahm, welcher beim Anblick der Dienstsuchenden ein essigsaures Gesicht schnitt, sprach sie leise: „Entschuldigen, ich habe mich wohl geirrt", und verschwand.

Der Lieutenant blickte ihr mit komischem Ernste nach. „Mir scheint, auch ich habe mich geirrt", brummte er.

Wenige Minuten später klopfte es wieder. Sein „Herein!" klang jetzt weniger zuversichtlich; aber mit Unrecht, denn die Eintretende war ein frisches, liebliches

Mädchen von kaum achtzehn Jahren, mit roſigen Wangen und blitzenden Augen. „Ich las am Fenſter“, ſagte ſie entſchuldigend, als ſie das doppelfärbige Tuch gewahrte, „daß hier Näherinnen — —“

„Ganz recht“, ermunterte Scheicher das Mädchen, „treten Sie nur ein! Meine Mutter iſt im Augenblicke nicht zu Hauſe, aber ſie wird gleich kommen.“

Sie trat langſam näher. „Komm' nur, ſchönes Kind“, ſagte er zudringlich und erfaßte ihre Hand.

„Mein Herr?!“

„Ich leiſte Dir Geſellſchaft, bis die Mutter kommt. Es könnte vielleicht doch lange dauern“, log er, ohne mit den Augen zu zwinkern, und zog ſie vollends in das Zimmer.

Das Mädchen ſah ihm fragend, aber ungenirt ins Geſicht, während er zwei am Tiſche ſtehende Gläſer mit Wein füllte. „Auf Deine ſchönen Augen“, rief er und hob das Glas. Die Näherin lachte und that Beſcheid. Dann ſchlang er ſeinen Arm um ihre Taille und küßte ihren rothen Mund. Sie ſchlug die Augen nieder, doch wehrte ſie ihm nicht — — —

Da plötzlich, riß ſie ſich mit lautem Aufſchrei aus ſeinen Armen und griff nach ihrem auf dem Tiſche liegenden Hut, denn vor dem Pärchen ſtand, wie aus dem Boden gewachſen, ein älterer Herr: „Alſo deshalb haſt Du keine Zeit, Deinen Vater

zu besuchen?" schrie er vor Zorn bebend. Dann sich zu dem Mädchen wendend: „Verlassen Sie dieses Haus! „Hier werden keine Näherinnen aufgenommen."

Der Lieutenant stand eine Weile wie mit kaltem Wasser übergossen da. Endlich stammelte er: „Lieber Vater, sei nicht böse! Ich wäre gestern gewiß gekommen, aber ich habe Zimmerarrest — einer unvorsichtigen Aeußerung wegen. Und aus Langweile habe ich — —"

„Näherinnen aufgenommen? Schämst Du Dich nicht, bei hellichtem Tag solchen Scandal zu machen? Augenblicklich wirst Du jetzt den Zettel vom Fenster herabnehmen!"

Während das Söhnlein stillschweigend der Aufforderung seines Vaters nachkam, donnerte derselbe weiter: „Uebrigens hast Du damit auch Deinen Zimmerarrest gebrochen! Danke Gott, daß nur ich es erfahren habe und nicht Dein Regiments-Commandant!" Und damit polterte er ohne Gruß zur Thüre hinaus.

Sein Sohn blickte ihm ein wenig beschämt nach; trotzdem war dies nicht der letzte tolle Streich gewesen, dessen er sich in späteren Tagen zu erinnern hatte.

Beim Manöver.

„Tu fais l' homme, ô Douleur!
„Oui l' homme, tout entier.“

Bei den Manövern, wie man weiß,
Gebührt bezüglich Schnelligkeit
Und auch in punkto Tapferkeit
Der Kavall'rie der erſte Preis.
Doch leider, wie dies Beiſpiel lehrt,
Wird Tugend nie genug geehrt,
Denn häufig iſt es nur das Kleid,
Dem man die meiſte Rückſicht beut,
Und wer ſich das Genicke bricht,
Iſt immerdar ein armer Wicht. —

Hei, wie das Herz im Buſen lacht,
Wenn vor ſie bricht mit Sturmesmacht!
Hei, luſtig über Stock und Stein,
Geht's g'radaus ins Carré hinein.

„Attaque! Marſch, Marſch!“ der Boden dröhnt;
Da ſtürzt ein Reiter, ach, und ſtöhnt
Und über ihn das wilde Heer —
Den drückt wohl nie der Stiefel mehr.
Der Commandant der Escadron
Er ſieht's und ruft im Schreckenston:
„Hilf Himmel ihm in bitt'rer Noth!
Der brave Mann iſt ſicher todt!
Der bravſten einer! Ihm iſt leicht!“
Sein Auge wird von Thränen feucht,
Zum Himmel wendet er den Blick:
„Was ich verlor, wer gibt's zurück?
O Schickſalsſchlag! Der Unglücksmann
Hat eine neue Blouſe an!“

Nach zweitägiger Dienstzeit.

„Es ist kein Pfäfflein noch so klein
„Es möchte gern ein Päpstlein sein."

Es war kurz nach dem Geburtsfeste des Kaisers, jenem Tage, an welchem, alter Sitte gemäß, die Zöglinge des letzten Jahrganges der Militär-Bildungs- und Erziehungs-Anstalten als Cadeten, respective Officiere in die Armee eingetheilt werden.

Das wonnigliche Entzücken, welches die junge Brust jener Glücklichen schwellt, wenn sie zum erstenmal im Leben den mit funkelndem Porte-épée behangenen Schleppsäbel auf dem Trottoir klirren lassen können, mag zwar kindisch sein, aber gewiß, es ist göttlich schön. Und wahrlich, er dünkt sich ein kleiner Gott, der schmucke junge Lieutenant, wenn er, die alte Kaiserburg zu Wiener-Neustadt im Rücken, durch die Straßen wandelt. Jeder andere Lieutenant oder

Oberlieutenant, für welche Chargen er mit Vorliebe den Collectiv-Ausdruck „Subaltern-Officiere" gebraucht, scheint ihm weniger, bedeutend weniger, als er selber ist, denn wer weiß, ob derselbe wohl auch „Akademiker" ist gleich ihm, oder nur ganz einfacher „Cadetenschüler?" Und wenn er hinaufblickt zu den ehernen Reiterstandbildern eines Prinz Eugen von Savoyen oder eines Erzherzog Karl, so thut er es zwar mit ahnungsvoll bebendem Herzen, aber der Gewißheit im Innern, daß der Sockel zu *seinem* Monumente schon gemeißelt sein müsse — — — —

Diese Gefühle in der Brust, schritt zwei Tage nach der Ausmusterung ein derartiger funkelnagelneuer Lieutenant durch eine der belebtesten Straßen Wiens. Da entdeckte sein suchendes Auge einen Infanteristen, welcher, in eine Auslage vergafft, und, vielleicht auch wegen der herrschenden Dunkelheit, sein Herannahen nicht bemerkt und daher die militärische Ehrenbezeugung zu leisten übersehen hatte. Höchst indignirt darüber stellte er den Soldaten zur Rede. Derselbe stammelte verlegen einige Worte der Entschuldigung. Der 48 Stunden alte Lieutenant aber machte jenes unsäglich strenge Gesicht, welches er vor einigen Monaten dem Akademie-Commandanten beim Rapport abgelauscht hatte, und sprach im Tone höchster Entrüstung: „*In meiner ganzen*

Dienstzeit ist mir so etwas noch nicht vorgekommen!"

Dennoch machte er keinen weiteren Gebrauch von seiner Würde als Vorgesetzter und ließ den armen Teufel laufen.

Unterdessen hatte die abendliche Dunkelheit zugenommen. Die berüchtigten Gasflammen Wiens, welche heute keine Concurrenz mit dem Mond zu fürchten hatten, da sich derselbe hinter einem dichten Knäuel drohender Regenwolken versteckt hielt, stellten die herrschende Finsternis in das rechte Licht. Schon fielen einige Regentropfen. Der Lieutenant, besorgt um die schönen neuen Aufschläge seines tadellosen Waffenrockes, beschleunigte den Schritt. Da begegnete er eine militärische Gestalt, welche, tief in ihren Mantel gehüllt, nur durch das Klirren des Säbels erkennen ließ, daß es ein Officier sei. Achtlos wollte unser Akademiker vorbei schreiten, allein die Gestalt trat ihm in den Weg: „Warum salutiren Sie nicht, Herr Lieutenant?"

„Ich kann unter Ihrem aufgestülpten Mantelkragen keine Charge erkennen", antwortete derselbe beinahe keck.

Jetzt öffnete jener einige Knöpfe in der Halsgegend. Der Anblick einer breiten, sternfunkelnden Goldborte ließ den jungen Vaterlands-Vertheidiger

ahnen, daß es ein hoher Vorgesetzter sei, welcher vor ihm stand.

„Wie lange dienen Sie schon, Herr Lieutenant?“ fragte der Blechkragen.

„Seit drei Tagen“, war die schüchterne Antwort.

„Na, dann hätten Sie es schon riskiren können, mich zuerst zu grüßen. Ich bin der commandirende General. Adieu.“ Sprachs und verschwand.

Der Lieutenant schlug sich auf die Stirne. Er hatte in diesem Augenblick vielleicht mehr gelernt, als innerhalb dreier Jahre auf der Schulbank — — —

Wie der General Finkenfeld Hochzeit hielt.

„Ich habe Dich lieb, Du Süße,
„Du meine Luſt und Qual,
„Ich habe Dich lieb und grüße
„Dich tauſend, tauſendmal!“

In einer nicht allzugroßen Provinzialſtadt, welche nebſt einigen anderen intereſſanten Merkwürdigkeiten auch die Eigenthümlichkeit aufzuweiſen hatte, daß ſie *nicht* an einem kühlen, blauen, villenumkränzten Bergſee lag, ſondern ein wenig abſeits von demſelben, garniſonirten einmal zwei Infanterie-Regimenter, deren Obriſte Brummer und Schreier es gar fürtrefflich verſtanden, ein ſtrammes und gottgefälliges Commando über dieſelben zu führen. Dies, jedoch nicht dies allein, mochte denn wohl die Urſache geweſen ſein, daß das dortige Brigade-Commando — beſtehend aus dem Generalen Finkenfeld, welcher ſtets nur vormittags um 11 Uhr am Hauptplatze bei friedlicher Taubenfütterung zu ſehen war, deſſen General-

stabs-Officier, der jedoch meist seine Zeit auf Urlaub in Wien zubrachte, und einem Schreiber, welcher in seiner Commandirung die löbliche Kunst des Federführens schier verlernt hatte — ein idyllisches Dasein führen konnte.

Da begab sich eines Tages Unerhörtes: Auf der bekannten Rasenfläche, auf welcher dem jungen Kriegsmanne die schönsten Soldatentugenden mild in die Seele gehaucht zu werden pflegen, erschien auf seiner alten, aber treuen Vollblutstute der General Finkenfeld. Der Hornist schmetterte erstaunt sein halb verrostetes Signal, die Obriste galoppirten dem stets mit der Hand abwinkenden Vorgesetzten entgegen, meldeten mehr oder weniger genau den ausgerückten Stand und erbaten sich die weiteren Befehle. Doch der General sagte einfach: „sie sollen nur weitermachen.“ Und als er sich wieder allein sah, ritt er nach dem äußersten Rand des schweißgetränkten Exercirplatzes und begann den Obristen Brummer scharf ins Auge zu fassen, doch beileibe nicht, um dessen Thätigkeit zu beobachten — die war ja über jeglichen Zweifel erhaben — sondern lediglich, weil er die Absicht hatte, möglichst unauffällig einige Worte mit ihm zu wechseln. Und als ihm die Gelegenheit günstig schien, redete er ihn verstohlen an: „Lieber Brummer“, sprach er, „einen Augenblick — in ganz privater Angelegenheit.“

„Befehlen, Herr General?“

„Ich habe eine Bitte an Dich.“

„Sehr geehrt.“

„Also erwarte mich, wenn Du Zeit haſt, heute abends um 7 Uhr bei der Soundſokirche.“

„Ich werde pünktlich ſein.“

„Ich danke Dir. Aber — laß Dir nichts merken und ſprich mit niemand darüber.“

„Sehr wohl, Herr General.“

„Also auf Wiederſehen!“ Er ritt von hinnen. Der Obriſt kratzte ſich im Geiſte hinter'm Ohr und dachte: „Was er nur wollen mag?“ — —

Zwanzig Minuten vor der verabredeten Stunde ſchritt Oberſt Brummer beim Hauptportale der inmitten eines wenig frequentirten Platzes ſtehenden Kirche auf und nieder. Da bemerkte er in einiger Entfernung den Oberſten Schreier, welcher ſich derſelben gemächlichen Schrittes näherte. „Höchſt unangenehm“, dachte er und ſuchte, um jeglichen Fragen und Antworten auszuweichen, hinter der nächſten Ecke Deckung. Allein Schreier hatte ihn bereits erſehen, und auch er ſchien einer Begegnung mit ſeinem Kameraden ausweichen zu wollen, denn raſch drehte er ſich um und begab ſich gegen die rückwärtige Seite der Kirche. Und ſiehe, nach wenigen Minuten ſahen ſich die Beiden wieder auf einander losſchreiten. Und,

weil jeder meinte, er habe den Andern zuerſt erblickt, ſo machten ſie wieder wie auf Commando „Kehrt Euch“ und — trafen bei der nächſten Ecke zuſammen.

„Oho, Schreier, was machſt denn Du hier?“ rief Brummer mit möglichſt erfreuter Miene.

„Ich“, erwiderte dieſer, „ich, ich gehe ſpazieren. Und Du?“

„Weißt Du“, log Brummer mit diplomatiſcher Gewandtheit, „ich, ich habe hier ein allerliebſtes kleines Rendezvous und — ſei nicht böſe, aber Du wirſt einſehen — —“

„Du, alter Haudegen, ein Rendezvous?“ lachte Schreier.

„Aber ich bitte Dich — —“

„Und welche Unſchuld gedenkſt Du denn zu verführen?“

Brummer blickte unruhig auf die Uhr. „Es iſt die höchſte Zeit“, ſagte er. „Entſchuldige mich.“

Jetzt blickte ihm Schreier tief in's Auge. „Alter Kamerad“, ſprach er lächelnd, „mir geht ein Licht auf. Iſt die zu entführende Unſchuld etwa gar der General Finkenfeld? Er hat mich nämlich hierher beſtellt — unter dem Siegel der Verſchwiegenheit — und da dachte ich, daß — —“

Brummer nickte. „Was er nur vorhat?“

„Das mögen die Götter wiſſen. Uebrigens, da

kommt er schon.“ Und wirklich schritt er, angethan mit seiner historischen Blouse und den stark vergilbten Goldborten, den beiden Harrenden entgegen, reichte ihnen die Hand und sagte kurz: „Also gehen wir.“

Brummer blickte seinen Kameraden verdutzt an. Was er sich dabei dachte, ist nie in die Oeffentlichkeit gedrungen. Der General führte die Herren in die Sacristei. „Ich werde Sie nur einen Augenblick belästigen. Hier —“ und dabei wies er auf eine in der Ecke des schlecht beleuchteten Raumes stehende dunkel gekleidete Frauengestalt — „hier meine Braut.“

„A — — h?!“

„Die Herren brauchen den Act nur zu unterschreiben. Es ist Alles bereits eingetragen.“

„A — — h?!“ Sie unterschrieben. — „Wir sind fertig. Ich danke Ihnen.“ Er reichte jedem die Hand.

Als die beiden Trauungszeugen die Kirche im Rücken hatten, blickten sie einander lachend an. „Eine plaisirliche Hochzeit!“ — „Ein seltsamer Kauz!“ — Wenige Minuten später rollte eine geschlossene Lohnkutsche von der Kirche gegen den Hauptplatz.

Den nächsten Morgen, es schlug eben 11 Uhr, sah man den General Finkenfeld wie gewöhnlich am Hauptplatze bei friedlicher Taubenfütterung — — —

Der Philosoph im Waffenrock.

„Ach neige,
„Du Schmerzenreiche,
„Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

Wenn ich die Versicherung ausspreche, daß der Feldwebel Gangelhuber der 6. Feld-Compagnie ein ebenso harmloser, als einfacher Mann war, so dürfte ich damit kaum ein ungläubiges Lächeln auf den p. t. Gesichtern meiner Leser hervorzurufen im Stande sein.

Es ist dies übrigens auch durchaus nicht in meiner Absicht gelegen. Im Gegentheil! In solchen Angelegenheiten bin ich ein ausgesprochener, leider noch nicht genug gekannter Feind jeglicher licentia poetica.

Auch bezüglich der Thatsache, daß der Reserve-Lieutenant Bücherwurm bereits nach der ersten halben Stunde seiner ersten, achtundzwanzigtägigen Waffen-

übung im ganzen Officiers-Corps gekannt war, bitte ich mir vollen Glauben beizumeſſen.

Er war aber auch darnach: Der ſchmächtige Oberleib ein wenig vorgeneigt, das blaſſe Angeſicht, welches gar merkwürdig von den ſonnverbrannten Wangen der activen Officiere abſtach, umrahmten vorſchriftswidrig lange Haare, die kleinen Augen blinzelten verlegen durch zwei ſchwarzgeränderte Brillengläſer. Ueberdies war er Doctor der Philoſophie und hatte, wie er mit einigem Stolz erzählte, sub auspiciis imperatoris promovirt.

Als er dem Commandanten der 6. Compagnie, bei welcher er ſeine Eintheilung erhalten hatte, im Kaſernhof zum erſtenmal mit gezogenem Säbel die Stärke des ausgerückten Zuges melden wollte, paſſirte ihm das Malheur, daß er beim Salutiren mit der Spitze ſeines Säbels die eigene Mütze aufſpießte und dieſelbe beim Senken der Klinge — zweiter Griff — mit Vehemenz auf den Boden ſchleuderte. Von dieſem Augenblick an war ſein Glück beſiegelt: Der Hauptmann ſchmunzelte, die Mannſchaft grinste. Er aber wurde roth wie ein geſottener Krebs, vergaß, daß er eigentlich etwas zu melden hatte, und ſtotterte verlegen einige Worte der Entſchuldigung.

Während des folgenden Exercirens in der Compagnie fand er keine Gelegenheit, dieſe Schlappe

auszuwetzen, denn seine Begriffe über die richtige Anwendung der Worte „rechts“ und „links“ ließen ihn allzu häufig im Stich. Der Hauptmann hatte seine liebe Noth mit ihm.

Aber selbst das Schrecklichste nimmt ein Ende, daher auch ein vormittägiges Exerciren.

Nach dem Einrücken befahl der Hauptmann, der Reserve-Lieutenant sollte nachmittags mit der Mannschaft „im Zug“ exerciren, um sich ein wenig einzuüben. Lieutenant Bücherwurm machte eine unnöthige Verbeugung.

Indessen verzehrte die Mannschaft ihre karge Menage, die Ordonnanz kehrte das Zimmer, die Leute stopften sich die Pfeifen und begannen zu putzen. Endlich rief der Corporal vom Tage: „Zum Exerciren antreten!“ Zehn Minuten später stand der Zug lautlos und wohlausgerichtet am Gange. Der diensteifrige Feldwebel visitirte die Mannschaft mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Auch nicht der kleinste Rostfleck am Bajonnett-Griff, nicht die kleinste aufgetrennte Naht entging seinem prüfenden Auge. Als er all' diese Vorschriftswidrigkeiten entsprechend getadelt hatte, sprach er mit tiefem Ernste: „Aber das sage ich Euch! Daß sich niemand unterfteht, zu lachen, wenn der Herr Lieutenant

Bücherwurm exercirt! Reihen rechts — um! Zug — marſch!“

Als die Waffenübung zu Ende war — die quallvollſten Tage, welche unſer Philoſoph bisher erlebt hatte — und er ſich beim Oberſten „abmeldete“, ſagte ihm derſelbe einige Worte des nicht gerade tiefgefühlten Dankes für ſeinen an den Tag gelegten Dienſteifer, ſeine Pflichttreue u. dgl. mehr. Kaum ſah ſich der Geſtrenge jedoch wieder mit ſeinem Adjutanten allein, ſo hub er hell zu lachen an und ſprach: „Sehen Sie, Herr Oberlieutenant, kaum daß er ein wenig Intelligenz in die Armee gebracht hat, verſchwindet er wieder wie das Funkeln einer Sternſchnuppe am dunklen Horizont — — — — —“

An meinen Oberlieutenant.

(Ein Blatt aus Fräulein Emiliens Tagebuch.)

„Und braucht die Welt der Lieder nicht:
„Ich kann sie nicht entbehren;
„Sie sind die Sterne, welche licht
„Das Leben mir verklären."

Zwei Sterne leuchten mir Tag und Nacht,
Sie haben um all' meine Ruh' mich gebracht,
Zwei Sterne, so hell wie der Morgen,
Sie leuchten, ob Regen, ob Sonnenschein,
Mir tief in das sehnende Herz hinein
Und schaffen mir Wonne und Sorgen.

Ihr Sterne, ihr lieben, so weit, so weit,
Ihr seid meine Lust, meine Seligkeit,
Mein Wünschen, mein Träumen, mein Gehren!
Und, kommt zu euch zweien ein dritter hinzu,
Dann, Liebster, dann machen wir Hochzeit im Nu —
Ach, wenn wir so weit nur schon wären!

Patina,

oder:

Des Löwen Erwachen.

„Fort von den Gräbern, von den Trümmern!
„Fort aus der Nacht zum hellen Tag!“

Der Rittmeister von der Trense war noch immer ein schöner Mann. Dunkler Sage nach hatten die Spitzen seines gewaltigen Schnurbartes und die milden Strahlen seines dunklen Auges schon manches Mädchenherz so tief verwundet, daß es nimmermehr genesen mochte.

Aber selbst heute noch blickten zahlreiche Mütter heirathsfähiger Töchter, welche von seinem nicht unbedeutenden Reichthum gehört hatten, mit dem unverkennbarsten Ausdruck des Wohlwollens auf den stolzen Mann. Er selbst aber that so, als bemerkte er all' dies nicht und ging einsam seinen Weg, denn die blühenden Wangen lieblicher Mädchen übten, wie er zum Erstaunen seiner Kameraden selbst gestand, keinen

Reiz auf ihn aus und alles, was in künftigen Tagen mit dem ominösen Namen „Schwiegermama“ bezeichnet werden konnte, flößte ihm jederzeit ein heimliches Grauen ein.

Dafür hing er mit um so zärtlicherer Liebe an andern Alterthümern, welche er in nachgerade erschreckender Menge in seiner geräumigen Wohnung aufgestapelt hatte: da standen, lagen und hingen in systematischer Unordnung Vasen aus Thon und Porzellan, Nürnberger Eier, so groß wie sie der Vogel Strauß zu legen gewohnt ist, neben Statuetten und Schmuckgegenständen, vergilbte Oelgemälde und trübe Spiegel, mächtige Fächer und dickleibige Pergament-Bände aus den verschiedensten Culturperioden der verschiedensten Völker, daß man sich beim Anblick all' dieser Gegenstände beinahe in einen Trödlerladen oder Ebers'schen Roman versetzt fühlen konnte. Mit ganz unglaublichem Fleiß und vielem Verständnis hatte er all' diese Gegenstände gesammelt und war stets bedacht, sie zu mehren und zu ordnen.

Da erfuhr er eines Tages, daß der bekannte Antiquitätenhändler Löwy in seiner Auslage eine griechische Vase ausgestellt hatte, welche ihrer seltsamen Form wegen stets von einer ungezählten Menge schaulustiger Pflastertreter bewundert wurde.

Mit nachgerade nervösem Eifer schnallte er auf

dieſe Kunde hin den Säbel um, ſetzte die Kappe auf und eilte mit ſchnellen Schritten nach dem Laden des Hebräers. Nur einen einzigen, aber tiefen und liebevollen Kennerblick warf er in den Auslegekaſten — dann war er mit einem Sprung im Locale. „Ich wünſche", ſprach er beinahe haſtig, „jene griechiſche Vaſe aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. zu kaufen, welche ſich in Ihrer Auslage befindet."

Der Händler, welcher ihn mit tiefen Bücklingen empfangen hatte, antwortete bedauernd, daß er über dieſelbe leider nicht mehr verfügen könne, da dieſelbe gewiſſermaßen ſchon verkauft ſei.

„Schon verkauft?" Der Ton ſeiner Stimme klang beinahe entſetzt. „Ja, wie kommt es, daß ſie ſich dann noch in der Auslage befindet?"

„Die Käuferin hat ſich Bedenkzeit bis heute Nachmittag 3 Uhr ausbedungen, Herr Rittmeiſter! Wenn ſie bis dahin nicht abgeholt iſt, ſteht ſie zu Ihrer Verfügung."

Der Rittmeiſter überlegte eine Weile, dann ſprach er:

„Bis 3 Uhr Nachmittag? Gut! Aber wer iſt die Käuferin? Wo wohnt ſie?"

„Die Käuferin", antwortete der Jude, „iſt eine verwitwete Baronin Butterpfann und wohnt — bitte, ſehen Sie doch nach, wo die Frau Baronin

Butterpfann wohnt", wandte er sich an einen Gehilfen, welcher alsbald die Adresse vorlegte.

„Ich danke", sagte der Rittmeister. „Also um 3 Uhr werde ich wieder anfragen oder anfragen lassen. Jedenfalls gehört die Vase, wenn sie bis zu dieser Stunde nicht abgeholt ist, mir. Ich kaufe sie unter allen Umständen — christlichen Preis vorausgesetzt. Adieu!" Sinnend wandelte er durch die belebten Straßen. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wer diese Baronin Butterpfann ist. Am Ende will sie das Kunstwerk wirklich kaufen, und ich falle dann durch. Nein, nein, das darf nicht sein. Soll ich mich umsonst Jahre lang nach einem ähnlichen Stück gesehnt haben?" Er blieb stehen, als ob er einen großen Gedanken erfassen wollte. „Die Person wird ohnedies nichts davon verstehen, ich — nein, das geht nicht. Aber, aber wenn ich sie verhinderte, den Termin einzuhalten — —" Er blickte auf die Uhr. „Bald Mittag! Wenn ich nur wüßte, unter welchem Vorwand — a bah, das ist gleichgiltig, ich gehe hin." — — —

Zehn Minuten vor 3 Uhr stand der Rittmeister von der Trense vor der Eingangsthüre zu der Wohnung der Baronin. Das Herz pochte ihm laut. Dennoch rührte er entschlossen die Klingel. „Bitte mich der Baronin anzumelden!" Er reichte dem öffnenden Kammerkätzchen seine Karte.

„Die Frau Baronin ist eben im Begriff auszufahren", entschuldigte das Mädchen.

„Gott sei — pardon, ich wollte sagen, ich lasse die Frau Baronin dennoch bitten, mich in einer dringenden Angelegenheit zu empfangen."

Einen Augenblick später befand er sich in einem prächtigen Salon. Mit unbeschreiblichen Gefühlen musterte er die Umgebung: Kunstwerke von seltenem Werthe, welche allerdings nicht nach Culturperioden geschlichtet waren, sondern durch ihre Anordnung den guten Geschmack einer feinsinnigen Dame bekundeten, erregten derart sein Interesse, daß er beinahe vergaß, sich seine Nothlüge zurechtzulegen, mit welcher er sein unbegründetes Eindringen in diese Herrlichkeit entschuldigen wollte.

Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und herein trat eine Dame von gewinnender Anmuth. Mit leichtem Kopfnicken lud sie ihn zum Sitzen ein, während sie selbst am Sofa Platz nahm.

„Entschuldigen, Frau Baronin, daß ich mir die Ehre nehme — ich sehe an Ihrer Toilette, daß Sie eben auszugehen beabsichtigen, allein —" er machte einen tiefen Athemzug — „allein ich erfuhr vor einer Stunde ganz zufällig, daß Ihr verstorbener Herr Gemahl — verzeihen Sie, wenn ich schmerzliche Erinnerungen wachrufe — — daß Frau Baronin die

Witwe meines alten Kriegskameraden Baron Butterpfann ſind, welcher bei Königgrätz in meinen Armen ſeinen Geiſt aushauchte — —"

„Man hat mir berichtet, er ſei bei Trautenau gefallen", unterbrach ihn die Baronin aufhorchend.

„O weh, da ſitze ich ſchon im Pfeffer! Daß man mir aber auch ſo unrichtige Daten —" Er unterbrach ſeinen Gedankengang und antwortete ſchnell gefaßt: „Ganz recht, bei Trautenau war es — verzeihen Sie. — Ich bin etwas zerſtreut. Ihr Herr Gemahl bat mich in ſeiner letzten Stunde mit brechendem Auge, Ihnen zu ſagen, ſein letzter Gedanke ſei ſein treues Weib geweſen."

Die Dame drückte ein Batiſt-Tüchlein an die Augen. „Mein armer, guter Theodor!"

„Baronin!" rief jetzt der Rittmeiſter mit unſicherer Stimme und ſprang auf. „O verzeihen Sie, verzeihen Sie mir!" Seine Bruſt wogte auf und nieder. Ein niegekanntes Gefühl tiefſter Beſchämung über ſeinen unwürdigen Streich überkam ihn. Und als ſie jetzt das Tüchlein fallen ließ und ihm die zarte Rechte bot, da hätte er vor ihr niederknien mögen und geſtehen, daß er gelogen, infam gelogen hatte.

In demſelben Augenblicke kündete die Pendeluhr an der Wand die dritte Stunde. Die Baronin erhob ſich: „Bitte mich einen Augenblick zu entſchuldigen."

Auch der Rittmeister war aufgestanden. „Ich will nicht stören — —“

„Im Gegentheil, bleiben Sie. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn mir Herr Rittmeister später noch mehr von meinem verstorbenen Gemahle erzählen würde. Ich komme gleich wieder.“

Er war allein. „Jetzt wird sie um die Vase schicken“, dachte er und ließ den Blick über die ungezählten Nippsachen schweifen, welche den Salon schmückten. „Aber es ist zu spät, sie gehört bereits mir. Und dennoch, ich kann mich über die gelungene List nicht freuen — es war doch schlecht von mir, ihr das Märchen aufzubinden und sie dadurch zu zwingen, daß sie den Termin versäume — — Herr Gott im Himmel!“ unterbrach er sich plötzlich. „Ich soll ihr noch mehr von ihm erzählen! Das kann gut werden. Einmal habe ich mich schon blamirt. Am besten wäre es, ich suchte das Weite — —“

Da trat die junge Witwe wieder ein. „Sie betrachten meine Kunstschätze?“ sagte sie lächelnd. „Ich bin in der That eine große Freundin von Alterthümern. — Aber nehmen Sie doch Platz!“

„Ich habe dies schon früher mit vielem Interesse wahrgenommen“, antwortete er ein wenig befangen, aber froh, daß das Gespräch eine Wendung nahm, welche ihm mehr zusagte, wie die naheliegende Gefahr,

von ihrem Seligen erzählen zu müssen, den er niemals gekannt hatte. „Auch ich", fuhr er fort, „bin ein eifriger Sammler von Antiquitäten, doch welch' ein Unterschied zwischen dem lieblichen Arrangement derselben hier in diesem Salon und bei mir, wo es wie in einem Museum aussieht! Wahrlich! Wenn ich diese dem Auge so wohlthuende geschmackvolle Anordnung all' dieser Sächelchen mit der streng systematischen Anordnung derselben in meinem Heim vergleiche, so muß ich unwillkürlich des jugendfrischen, fröhlichen Mädchens gedenken, das die duftigen Blumen des Feldes lächelnd zum Strauß windet, um ihn als lieblichsten Schmuck an die Brust zu stecken, während sie der pedantische Professor der Botanik in einen dumpfen grünen Käfig sperrt, um sie dann zwischen grauem Fließpapier zu trocknen und dem Herbarium einzuverleiben." Er hatte warm gesprochen. Die Augen der Baronin ruhten wohlgefällig an seinen Lippen. „Bitte, zünden Sie sich doch eine Cigarre an", sagte sie. „Ich weiß, daß die Herren nicht gern den Duft derselben verschmerzen."

„Ich danke!" war die Antwort. „Aber auch mir ist es nicht unbekannt, daß die Nichtannahme eines derartigen Anerbietens von den Damen immer mit stillem Vergnügen bemerkt wird."

„Wenn ich dies auch nicht unbedingt läugnen

will, so beharre ich dennoch bei meiner Bitte. Es plaudert sich mit der Cigarre im Munde leichter, und ich hoffe, daß Sie mir Näheres — —"

Da trat das Kammerkätzchen ein. „Ich werde schon wieder gestört." Sie erhob sich und verließ das Zimmer.

„Das war Hilfe in der Noth", sagte der Zurückbleibende halblaut. „Ich muß einen Entschluß fassen. Wenn sie nicht so sicher in ihrem Auftreten wäre — — Ich komme mir dieser Frau gegenüber vor wie ein Schulknabe, der seine Lection nicht gelernt hat. Und was für schöne Augen sie hat!" Er hielt inne. „Doch, da ertappe ich mich ja bei ganz merkwürdigen Gedanken! Was gehen mich ihre Augen an?" Er starrte unverwandt nach dem Platze hin, wo sie gesessen. „Ob sie wohl noch eine Mama hat? Schön wäre es nicht von ihr — — — Bei Gott im Himmel, mir scheint, mein Herz ist ein wenig belegt!" sprach er plötzlich mit dem Ausdrucke höchsten Erstaunens und drückte die Hand an die Brust, als wollte er sich vergewissern, ob dort alles noch in Ordnung sei. Als sich die Thüre des Nebenzimmers wieder öffnete, fühlte er, daß der Schlag seines Herzens in der That schneller wurde, als er es für gewöhnlich war. „Eine Wolke auf der Stirne?" fragte er mit ungeheucheltem Erstaunen die Baronin.

Dann sich besinnend, bot er ihr die Hand: „Ich kenne die Ursache Ihrer Verstimmung, Baronin. Es ist eine Vase aus der Griechenzeit —"

„Sie wissen — —?"

„Ich weiß! Und ich weiß auch, daß ich ein niederträchtiger Narr war, welcher glaubte, daß der Besitz einer alten Vase mehr werth ist, wie das Gefühl der Selbstachtung, ein Narr, welcher glaubte, ein edles Wesen ungestraft belügen zu können, ein Narr —"

„Herr Rittmeister?!"

„Ein Narr, welcher glaubte, daß — daß — — daß sein Herz nicht zur Liebe geschaffen sei —"

Eine Stunde später stand die seltsam geformte griechische Vase am Salontisch. Der Rittmeister hatte sie seiner Braut zum Geschenk gemacht — — — —

Wie der Hauptmann Ehrlich seine erste Decoration erhielt und was es dabei für Festlichkeiten gab.

„Vanitas vanitatum, et omina vanitas.“

Der Hauptmann Ehrlich konnte als ein militärisches Ueberbleibsel aus der guten alten, frommen Zeit angesehen werden. Sein Haupthaar war in Ehren grau geworden, ohne daß sich die unter demselben befindliche Hirnmasse ob der Last allzu großer Gelehrsamkeit zu krümmen und zu winden Ursache gehabt hätte.

Wohl, sein Compagnie-Magazin galt als Muster für alle derartigen Institutionen, seine Compagnie war bei allen Paraden tadellos ausgerichtet, und die Disciplin in seiner Mannschaft war so stramm wie zur Zeit des seligen Haslingers; allein sein militärisches und sonstiges Wesen verursachte ihm nur

insoferne Kopfschmerzen, als er manchmal Gelegenheit fand, zu bemerken, daß er denn doch nicht mehr in die neue Zeit hineinpaßte, wo seiner Meinung nach jeder Corporal den Schwarm nach strategischen Grundsätzen von der einen Ackerfurche in die andere hopsen lassen mußte. „Wenn ich einmal in den heiligen Pensionsstand versetzt werde", hatte er einmal mit eigenthümlich zitternder Stimme gesagt, „so will ich mir alle diese neuen Teufelsvorschriften und Instructionen genau ansehen. Jetzt habe ich keine Zeit dazu." — — — —

Aber Eine Freude gedachte er während seiner activen Dienstleistung noch zu erleben. Feierte er doch in wenigen Tagen sein 25jähriges Dienstjubiläum!

Mit beinahe kindischer Freude malte er sich aus, wie die beiden Feldwebel seiner Compagnie an dem längsterfehnten Tage, ohne erst seine Erlaubnis einzuholen, aus dem Magazin die neuesten „Sorten" entnehmen würden, um ihn beim Betreten des Compagnie-Rayons in tadellosester Parade im Namen der ganzen Compagnie zu beglückwünschen. Ueberdies sollte ja an diesem Tage seine Brust endlich mit einem Kreuzchen, dem Dienstzeichen, geziert werden, worauf er nicht wenig Gewicht legte, denn frühere Verhältnisse hatten es ihm unmöglich gemacht, sich irgend welche Erinnerungs-Medaille an einen Feldzug oder

dergleichen, oder gar einen Orden zu verdienen, während selbst jüngere Kameraden manchen derartigen Busenschmuck aufzuweisen hatten. Und dann, dachte er, wer weiß, ob mir nicht der Herr Oberst-Regiments-Commandant das Dienstzeichen in Gegenwart des gesammten Officiers-Corps eigenhändig an die Brust heften und dabei eine kleine Anrede halten wird, in welcher „dem braven Hauptmann Ehrlich, welcher heute auf eine thatenreiche Vergangenheit von 25 Jahren zurückblickt", einige anerkennende Worte über seine rege Pflichttreue ꝛc. zu Theil würden.

So hatte er sich's ausgemalt. Mit klopfendem Herzen verließ er an dem großen Tage seine Wohnung. Einige Kameraden, welchen er auf der Straße begegnete, begrüßten ihn zu seinem Befremden wie an einem gewöhnlichen Tage, ohne auch nur die kleinste Anspielung auf die bevorstehenden Feierlichkeiten zu machen. Als er den Rayon seiner Compagnie betrat, meldete sich nur der Corporal vom Täg und der Inspections-Gefreite mit der alltäglichen Neuigkeit bei ihm, daß nichts vorgefallen sei — ganz wie an einem gewöhnlichen Tage. Er vertröstete sich auf später: Vielleicht hat man die Festlichkeiten bis nach der „Beschäftigung" verschoben. Allein die Stunden verrannen wie gewöhnlich, ohne Zwischenfall. Er machte sich nach dem Rapport im Magazin länger

zu schaffen, wie gewöhnlich. Umsonst, niemand ließ ihn holen. Als er dann endlich wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war und sein bescheidenes Mittagessen wie alltäglich in Gesellschaft seines alten, gichtleidenden Pudels verzehrt hatte, war es in seinem Innern eine ausgemachte Sache, das abends ein großes Festessen ihm zu Ehren stattfinden werde.

Da kam der Corporal vom Tage mit dem Tages-Befehl: „Die 11. Compagnie hat morgen 7 Mann auf Arbeit — — —", „Herr Hauptmann Ehrlich hat die Quittung für ein Stück Militär-Dienstzeichen sogleich der Verwaltungs-Commission beim Stabe einzusenden."

„Wie konnte ich denn nur darauf vergessen", brummte Ehrlich und ließ die Kielfeder über das Papier fliegen. „Natürlich, die Quittung hätte ich längst schon einsenden sollen." Er übergab dem Unterofficier die Empfangsbestätigung und entließ ihn. Dann befahl er seinem Burschen, ihm den besten Waffenrock und die neuen Goldsorten für heute abends herzurichten.

Nach einer halben Stunde klopfte es abermals an seiner Thüre. Der Hauptmann rief erwartungsvoll: „Herein!" Eine Ordonanz trat ein. Ehrlich dachte an die Einladung zum Festessen.

„Herr Hauptmann, ich melde gehor-

ſamſt, der Herr Hauptmann-Rechnungsführer ſchickt das Dienſtzeichen."

Der enttäuſchte Jubilar riß es ihm beinahe heftig aus der Hand und entließ ihn. Dann ſetzte er ſich auf das Sofa und eine ſchwere Thräne glänzte in ſeinem Auge. Sein beſter Waffenrock aber und die neuen Goldſorten wanderten wieder in den Kaſten: Er benöthigte ihrer weder heute noch in den nächſten Tagen. — — —

Ein Mißverständnis und seine Folgen.

„Das Verhängte muß geschehen."

Es ist ganz richtig: niemand kann dafür, wenn ihm bei seiner Geburt ein absonderlicher Familien-Name als Morgengabe mit in die Welt gegeben wurde. Wenn er ihn nur immer hübsch in Ehren hält, so wird sich so leicht kein Spötter an ihn heranwagen.

Trotzdem sollte der Träger eines derartigen Namens bei der Wahl seines Berufes immerhin einige Vorsicht gebrauchen, um die Spötter nicht gerade herauszufordern, denn ein Balletmädchen mit Namen „Tugendrein", oder ein Geldverleiher, welcher „Wucherer" heißt, wird gewiß Ursache haben, sich dieses Namens wegen zeitlebens zu ärgern.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß ein solcher Name, wenn er mit dem Berufe desjenigen,

der ihn trägt, gar nicht, oder allzusehr harmonirt, zu den bösesten Consequenzen Anlaß geben kann, so z. B. wenn ein k. k. Profoß „Kuckuck" heißt. — —

Nach dieser kurzen, für das Verständnis der folgenden wahrhaftigen Geschichte nothwendigen Einleitung, bitte ich Dich, sehr verehrter Leser, mir in eine der nördlichsten Garnisonen des Kronlandes Böhmen zu folgen, wo vor Zeiten ein Hauptmann von so unerschütterbarem Phlegma lebte, daß eine Schildkröte, oder sofern bei Pflanzen von Temperament gesprochen werden darf, eine Gurke im Verhältnis zu ihm nachgerade sanguinisch genannt werden mußte.

Wenn er eine dienstliche Meldung zu erstatten hatte, so sprach er so unglaublich langsam und gedehnt, daß ein anderer in demselben Zeitraume imstande gewesen wäre, seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen.

Gerade dieser Umstand war die Ursache, daß sein Oberst, ein kurz angebundener, wegen seiner Heftigkeit gefürchteter Herr, bei jedem Zusammentreffen mit ihm am liebsten sofort aus der eigenen Haut gesprungen wäre, dies jedoch jedesmal nur aus Rücksich für die Erhaltung seiner dem Dienste geweihten Gesundheit unterließ.

Da machte, es war just zur Zeit der Manöver, unser Hauptmann Langsam an einem schönen Herbst-

morgen die unangenehme Entdeckung, daß ihn sein Bursche um eine ganze Viertelstunde zu spät geweckt hatte.

Liebenswürdige Leserin, die Du in jenen Minuten des ersten Morgengrauens, wo auf der stillen Straße nur pfeifende Bäckerjungen mit frischen Blechkipfeln für Deinen Morgenkaffee, feldbindenbehangene Officiere, welche mit schnellen Schritten in die Kaserne eilen, Officiersdiener mit mehr oder weniger bejahrten Reitpferden und höchstens noch ein oder der andere von gestern abends übrig gebliebene stark benebelte Zecher an einander rasch und fremd vorüber ziehen, die Du in jenen Minuten, sagt' ich, noch von süßen Träumen umgaukelt im weichen Federbettlein sorglos schlummerst, Du wirst es nimmer begreifen können, daß ein solches verspätetes Erwachen nicht nur kein seliges ist, sondern in der Brust des Soldaten ein so niederträchtig elendes Gefühl des Schreckens hervorzubringen vermag, daß es meist einer ganz bedeutenden Geistesgegenwart bedarf, um nicht zu vergessen, dem schuldtragenden Burschen dafür einige schallende Liebkosungen hinter's Ohr zu versetzen.

Selbst Langsam, der Phlegmatiker, überlegte einen Augenblick, ob er seinem Diener einen solchen Morgengruß bieten sollte oder nicht, entschied sich jedoch zum größten Erstaunen desselben für das letztere und

begann in gewohnter Ruhe sein Nachtgewand, in welchem sich bekanntlich die Menschen mehr oder weniger gleichsehen, mit demjenigen zu vertauschen, welches den Träger desselben so weit über andere Erdgeborene vom Civile erhebt.

Als er damit zu Ende war, auch seinen schwarzen Kaffee und ein halbes Gläschen Rum zu sich genommen hatte, blickte er kopfschüttelnd auf die Uhr und ging in seinem gewohnten Tempo in die Kaserne. Der Anblick des gesammten, zum Abmarsch gestellten Regimentes war nicht im Stande, seine Gemüthsstimmung zu verändern: Er hatte es ja gewußt, daß er zu spät kommen werde. Langsamen Schrittes näherte er sich dem Obersten, welcher breits den Säbel gezogen hatte, und wollte die bekannte geistreiche Meldung erstatten, „daß er hier sei"; langsam öffnete er den Mund: „Herr — O—berst — ich — mel — — —"

„Doppelreihen rechts abfallen auf — —" commandirte in demselben Augenblick der Regiments-Commandant.

„— ich — mel—de — ge—hor—samst — —", sprach der Hauptmann unbeirrt dazwischen.

„Das erste Bataillon!" vollendete der Oberst.

„— — daß — mich — mein — Pri—vat—die —ner — ver—schla— — —"

„Wenn Sie schon zu spät kommen, Herr Hauptmann", schrie der Oberst zornig, „so suchen Sie sich ein anderes mal einen passenderen Moment aus, um sich bei mir zu melden!"

„— ver—schla—fen — ließ — und — —", wollte der Hauptmann fortsetzen.

„Der Teufel! Gehen Sie zum Kuckuck!" unterbrach ihn der Gefürchtete wieder und drehte sein Pferd um. „Musik austreten!"

Der Phlegmatiker salutirte und ging, ohne seine Compagnie auch nur eines Blickes zu würdigen, geraden Schrittes nach dem rückwärtigen Trakt der Kaserne und verschwand alsbald hinter einer Thüre.

Das Regiment marschirte indessen durch die öden Straßen der kleinen Garnison. Hier und dort öffnete sich ein Fenster und manch ein schlaftrunkenes Auge blickte hinunter in den wüsten, rücksichtslosen Lärm der Trommel, während manches Lieutenants-Auge sehnend hinaufguckte zu dem Fenster, wo die Liebste wohnte. Und: Tschindarata, bum, bum, bum! ging es weiter, „durch die Felder, durch die Auen", oder reglementmäßig ausgedrückt „in's Terrain".

Während des Manövers war die Nichtanwesenheit des Hauptmannes Langsam kaum bemerkt worden. Nur sein Bataillons-Commandant trommelte manchmal mit den Fingern der rechten Hand nervös auf

den Sattelknopf und murmelte unzusammenhängende Worte, wie: — „in meiner ganzen Dienstzeit nicht vorgekommen“ — — „Scandal“ — — „schlechtes Beispiel“ — — u. s. w. Als er aber auch den nächsten Vormittag — es war Rasttag — bei der zur höchsten Erbauung des gesammten Officiers-Corps einberufenen Officiers-Versammlung dem Obersten als nicht anwesend bezeichnet wurde, wandte sich dieser mit halb fragendem, halb erstauntem Blick an den Regiments-Adjutanten, welcher zum Beweise, daß der Fehlende weder marod, noch krank, noch todt gemeldet sei, leicht mit den Achseln zuckte.

Das Angesicht des Regiments-Commandanten wetterleuchtete: „Aber den Teufel hinein! Irgendwo muß er ja doch — —“

Einige ältere Herren schüttelten, um darzuthun, daß sie derselben Ansicht seien, bejahend die grauen Köpfe.

„Ich werde sofort in seine Wohnung schicken“, sagte der Adjutant pflichteifrig und verschwand.

„Ich habe“, sprach jetzt der Oberst zu der lautlos dastehenden Versammlung, „insbesondere einige jüngere Herren aufmerksam zu machen, daß in letzter Zeit mehrmals Cadeten und selbst Officiere später in die Caserne gekommen sind, als ich. Es wird hoffentlich keines weiteren Hinweises bedürfen, um Ihnen klar zu machen, daß solche Unzukömmlichkeiten

nicht das beste Licht auf die Betreffenden werfen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese meine Worte vollständig hinreichen werden, Sie auf Ihre Pflicht aufmerksam gemacht zu haben. Sollte ich mich jedoch in meiner Erwartung getäuscht sehen, so müßte ich zu meinem Bedauern andere Mittel in Anwendung bringen."

„Weiters habe ich zu bemerken", fuhr er nach einer kurzen Kunstpause fort, „daß ich in jüngster Zeit einige Herren bemerken mußte, welche ihr Haar gleich eitlen Putzmamsellen kunstvoll in die Stirne kämmen und kräuseln, was zwar sehr hübsch sein mag, jedenfalls aber unmilitärisch und einfach lächerlich ich."

Durch den kleinen Saal ging nach diesen Worten eine lebhafte Bewegung: Während die meisten Anwesenden nach einem jungen Lieutenant blickten, welcher tief erröthend seiner tadellosen Stirnlocken gedachte, strich sich ein älterer Hauptmann, dessen Kopfhaar bereits seit Jahren in das Reich der Mythe gehörte, mit der Rechten über die hohe kahle Stirne, als ob er damit den etwaigen Verdacht, daß *ihn* der Oberst mit seiner Apostrophe gemeint habe, als unbegründet zurückweisen wollte.

Indessen war der Regiments-Adjutant wieder eingetreten. „Herr Oberst", sprach er mit leiser

Stimme, „der Diener des Hauptmannes Langſam meldet, daß ſein Herr ſeit geſtern früh nicht mehr nach Hauſe gekommen iſt. Auch ſagt er, daß ſeine alte Reiterpiſtole — —“

„Die Herren Hauptleute und Subaltern-Officiere können abtreten“, rief der Oberſt. „Ja, um Gottes Willen, es wird doch kein Unglück paſſirt ſein?“

Der Adjutant zuckte wieder mit den Achſeln.

„Gehen Sie ſofort in ſeine Wohnung! Vielleicht finden Sie irgend welche Anhaltspunkte.“

„Zu Befehl, Herr Oberſt!“

Die Zurückgebliebenen theilten ſich ihre Anſichten mit. „Aber es iſt ja ganz undenkbar — —“, meinte der eine. — „Was könnte die Urſache ſein?“ ſagte der andere. — „Höchſtens, daß ein tiefes Leiden — —“

Jetzt ſtürzte der Adjutant in das Zimmer. „Herr Oberſt, der Profoß hat mir ſoeben gemeldet, daß ſich der Herr Hauptmann Langſam geſtern morgens als Arreſtant bei ihm gemeldet hat. Der Profoß fragt ſich nun an — —“

„Als Arreſtant gemeldet?“ rief der Oberſt. „Ja der Teufel, was iſt denn da vorgefallen?“

Allgemeines Achſelzucken.

„Der Herr Hauptmann ſoll ſich augenblicklich bei mir einfinden!“

Nach wenigen Minuten erſchien Hauptmann Langſam — als Arreſtant, ohne Säbel.

„Ja Herr Hauptmann Langſam", redete ihn der Oberſt an, „was iſt denn geſchehen, wieſo ſind Sie Arreſtant?"

„Herr — O — berſt — ha — ben — mir — ge—ſtern — be—foh—len — —"

„Was hätte ich befohlen?"

„Da — ich — zum — Aus--rü—cken — zu ſpät — kam — —"

„Nun?"

„— zum — Ku—ckuck — zu — gehen — —"

„Und der Profoß heißt Kuckuck! Ich weiß Alles! Herr Hauptmann, ſo war es nicht gemeint! Gehen Sie ruhig nach Hauſe und genießen Sie fröhlich den Raſttag!" Er reichte ihm die Hand.

Langſam verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Der Oberſt ſchüttelte den Kopf: „Daß dieſer Profoß aber gerade Kuckuck heißen muß! Will mir's übrigens merken."

Es handelt ſich um kein Plaiſir.

„Je m'en vais chercher un grand Peut-être.“

Ein Hauptimann in pleine parade
Soldatiſch unumwunden
Den Obriſten um Urlaub bat
Für achtundvierzig Stunden.

Doch dieſer blickte ſtrenge drein —
Er war wohl ſchlechter Laune —
Und ſprach: „Was fällt denn Ihnen ein?
Herr Hauptimann, ich ſtaune!

Jetzt, wo kein einz'ger Officier
Dem Dienſte iſt entbehrlich,
Zu denken nur an ein Plaiſir,
Scheint mir ſchon ſtaatsgefährlich.“

Sprach jener: „Ich erlaube mir
Gehorsamst zu betheuern:
Es handelt sich um kein Plaisir,
Ich will nur Hochzeit feiern.“

Zöglings-Streiche.

„Noch iſt die ſchöne, die blühende Zeit,
„Noch ſind die Tage der Roſen!“

Oskar Teuber! Du fröhlicher Verräther ſo mancher akademiſchen Jugendeſelei, verzeihe, wenn ich in ſeliger Erinnerung Deines Schaffens lieblichſtes Feld betrete, allein Jahre ſind verfloſſen, ſeit Du der „Allezeit Getreuen“ den Rücken gewendet haſt, und auch nach Dir gab es in den Hallen der ernſten alma mater noch viele, viele tolle Streiche — — —

Im Faſching des Jahres 18** beabſichtigte die elegante, jedoch civiliſtiſche Welt Wr.-Neuſtadts beim „Goldenen Hirſchen“ ein Kränzchen zu veranſtalten, über welches unter den künftigen Bataillons-Adjutanten und Feldmarſchällen der Armee durchaus nicht in abfälliger Weiſe geſprochen wurde. Wußte man doch, daß auch Fräulein Flora, die Tochter eines penſionirten höheren Officiers, in welche ſämmtliche Zöglinge des

letzten Jahrganges der Akademie verliebt waren, an demselben theilnehmen werde. Leider stand jedoch für jenen Abend kein „freier Ausgang" in Aussicht, und deshalb reifte während eines langweiligen Vortrages über die Mareck'sche Reihe in der jungen Heldenbrust des Zöglings Immerkeck der verwegene Entschluß, sich den abendlichen freien Ausgang und den Eingang in den festlich beleuchteten Tanzsaal durch List zu erzwingen. Er weihte seinen Busenfreund, den Zögling Stöcker, in seinen feingeschmiedeten Plan ein, und nach beendeter Lehrstunde standen die Beiden mit unselig scheinheiligen Mienen beim Compagnie-Rapport, allwo sie die Bitte vorbrachten, nächtlicher Weile nach dem Bahnhof gehen zu dürfen, weil um diese Zeit Immerkeck's Cousine, welche auch mit Stöcker sehr gut bekannt sei, zu kurzem Aufenthalt in Neustadt ankommen werde. Hauptmann Bresche betrachtete die Bittsteller einen Augenblick mit seinen eigenthümlich stechenden Augen und unterschrieb malitiös lächelnd die Erlaubnisscheine, welche ihnen die Thore der alten Burg erschließen sollten.

Immerkeck und Stöcker verschmähten es, nachmittags dem sonst so beliebten Reitunterrichte beizuwohnen, denn sie hatten diesmal Wichtigeres zu thun. Galt es doch, sich in die tadelloseste Balltoilette zu werfen, wozu natürlich zwei bis drei Stunden

kaum ausreichten, was jedoch ohne besondere Gefahr, entdeckt zu werden, geschehen konnte, denn der letzte Jahrgang wurde damals nicht mehr allzu menschenwidrig strenge beaufsichtigt.

Als endlich die große Stunde gekommen war, da sogen die beiden Ausreißer in vollen Zügen die köstliche Luft der Freiheit, welche allerdings weder balsamisch noch erfrischend, sondern heiß, staub- und parfümgeschwängert war. Doch wer fühlt dergleichen, wenn man, ein schönes Mägdlein am Arm, unter den feierlichen Klängen einer alten Polonaise dahinschreiten darf, alle Welt und die Mareck'sche Reihe vergessend!

Mancher Tanz ward durchgewirbelt, manches zärtliche Wort gesprochen. Als die mitternächtige Stunde nahte, überkam den Zögling Stöcker plötzlich ein so eigenthümlich beängstigendes Gefühl in der Brust, daß er seinen Busenfreund bei Seite zog und ihm eilig zuflüsterte: „Immerkeck, ich habe böse Ahnungen. Wenn der Hauptmann Bresche am Ende nach dem Bahnhofe ginge, um uns — —"

„Du bist ein Hasenfuß! Er wird sich gerade die Nachtruhe vergällen, um uns zu controliren!"

„Bei D e m ist nichts unmöglich", meinte Stöcker ängstlich. „Er hat uns beim Rapport so eigenthümlich angeschaut. Es wäre doch besser, nach dem Bahnhof zu gehen."

Was Dir nicht einfällt! Ich bin mit Fräulein Flora auf die nächste Tour engagirt."

„Wir können ja dann wiederkommen. Nur so lange der Zug —"

„Laß Dich nicht auslachen!"

„Wie Du willst. Ich gehe."

„Meinethalben. Ich bleibe."

„Tschau!"

„Grüß Dich!"

Und Stöcker holte seinen Mantel und ging nach dem Bahnhof. Langsamen Schrittes wandelte er auf dem mäßig beleuchteten kleinen Perron auf und nieder. Ihn fröstelte. Plötzlich sah er eine Gestalt auf sich zuschreiten. In der Dunkelheit konnte er nur erkennen, daß es ein Militär war. „Wenn das der Hauptmann ist — —." Allein er war es nicht, sondern der Zögling Immerkeck: Auch ihm war die Luft im Ballsaale schwül geworden. Jetzt wandelten sie vereint auf und nieder.

Am Bahnhofe entwickelte sich unterdessen ein lebhafteres Treiben, der Zug war avisirt. Da bemerkte Immerkeck nächst dem Ausgang — oder war es nur ein Trugbild seiner Phantasie? Doch nein, er war es leibhaftig, der Hauptmann Bresche. Gleichgiltig schien er in's Graue zu blicken.

„Was thun?" meinte Stöcker fröstelnd.

„Da hilft nichts, als keck vorüberzugehen und stramm zu salutiren", sagte Immerkeck.

Stöcker sah das ein. Doch als sie grüßend an dem Schrecklichen vorüber wollten, rief dieser mit erstaunter Miene: „Oho, was machen denn Sie da?"

„Wir — wir warten auf meine Cousine", entgegnete Immerkeck verwegen.

„Ach ja richtig", lächelte der Hauptmann. „Ich habe ganz vergessen. Auch ich erwarte jemand", setzte er gleichgiltig hinzu. „Aber lassen Sie sich nicht stören."

Die Zöglinge salutirten und gingen weiter. Es fröstelte jetzt beide. „Schöne Geschichte", meinte der eine. — „Verfluchte Klemme", brummte der andere.

„Er läßt uns nicht aus den Augen."

„Ein Königreich für eine Cousine!"

„Glaubst Du, daß er wirklich jemand erwartet?"

„Gar keine Spur."

Jetzt brauste der Zug herein. Die Ankömmlinge entstiegen den Waggons. Der Hauptmann stand noch immer wie festgenagelt beim Ausgange. Und nirgends eine rettende Cousine! Selbst Immerkeck wurde ängstlich.

Schon wurde es am Bahnhofe wieder stiller. Der Hauptmann rührte sich nicht vom Fleck. Der von ihm Erwartete schien unter den Ankommenden zu fehlen.

„Wir müssen einen Entschluß fassen", sagte Immerkeck. — „Aber welchen?" röchelte Stöcker.

Da näherte sich dem Ausgange der letzte Passagier. Es war eine junge Dame. In der Linken trug sie einen kleinen Koffer. „Die muß meine Cousine vorstellen", flüsterte Immerkeck und stürzte auf sie los. „Verzeihung, mein Fräulein! Sie retten uns das Leben, wenn Sie es uns gestatten, Sie hundert Schritte begleiten zu dürfen", sagte er leise und wollte ihr den Koffer abnehmen.

„Aber meine Herren — —"

„Um Gottes Willen, kein Wort jetzt. Sie sollen alles erfahren." Und er drängte die Dame an dem Hauptmanne vorüber durch den Ausgang. Auf der Straße angelangt, erzählten die Kameraden der Fremden mit fliegenden Worten und scheuen Blicken nach rückwärts, welchen Dienst sie ihnen erwiesen hatte. Sie lächelte. Bei ihrem Absteigequartier angelangt, küßte ihr Immerkeck die schmale Rechte. „Und nun nach Hause", sagte er aufathmend. Auch Stöcker hatte keine Lust mehr, in den Ballsaal zurückzukehren. Die List war gelungen — — — — —

Wenige Tage später begab sich der Hauptmann Bresche nach Wien auf Urlaub. Immerkeck und Stöcker waren guter Dinge. Als jedoch ihr Compagnie-Commandant wieder eingerückt war, wurden sie eines Tages plötzlich in seine Kanzlei berufen. Ahnungslos traten sie ein. Der Hauptmann empfing sie mit

seinem sonderbaren Lächeln. „Also, die junge Dame, welche Sie jüngst vom Bahnhof in's Hotel begleiteten, war Ihre Cousine?“ wandte er sich an Immerkeck.

„Ja, Herr Hauptmann!“

„So, so! Und Sie, Zögling Stöcker, kennen jene Dame schon seit längerer Zeit?“

„J — — — a, Herr Hauptmann!“

„Sooo! Also lügen können Sie auch. Jetzt will ich Ihnen aber eine kleine Geschichte erzählen. Ich kam gelegentlich meines letzten Urlaubes in eine kleine Thee-Gesellschaft, wo ich unter Anderen mit einer geistvollen jungen Dame bekannt wurde. Diese Dame erzählte mir eine ganz eigenthümliche Geschichte. Sie habe nämlich vor kurzer Zeit gelegentlich ihrer Reise nach Wien einen kurzen Aufenthalt in Wiener-Neustadt zu nehmen beabsichtigt und bei ihrer nächtlichen Ankunft daselbst — es war an demselben Tage, an welchem beim „Goldenen Hirschen“ ein Kränzchen stattfand — seien ihr zwei gänzlich unbekannte Zöglinge entgegengekommen, welche sie bestürmten, sie begleiten zu dürfen u. s. w., u. s. w. Diese junge Dame war jedoch *nicht* Ihre Cousine, Zögling Immerkeck“, endete er plötzlich mit drohendem Tonfalle in der Stimme.

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Man sollte Euch wirklich zehn Tage bei Wasser und Brot einsperren, damit Ihr Zeit hättet, ernstlich nachzudenken, ob es ehrlich ist, unter falschem Vorwande Bälle zu besuchen und dann junge Damen zu molestiren, um sich nicht zu verrathen. Doch ich will für diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, weil ich es der Dame versprochen habe, hoffe jedoch, daß Sie sich merken werden, was ich gesagt habe. Abtreten!“

Sie haben es sich wirklich gemerkt und — nie wieder junge Damen molestirt — — —

Schon wieder der Säbel,

oder:

Die rohe Soldatesca.

„Im Ganzen — haltet Euch an Worte."

In einem kleinen Winkelblatte, welches jede, wenn auch noch so harmlose Gelegenheit benützte, um den ehrsamen Lesern desselben löffelweise die Ueberzeugung beizubringen, daß der arme Steuerzahler durch das gottlose Militär oder, wie es sich am liebsten ausdrückte, durch die rohe Soldatesca nicht nur in jeglicher Hinsicht bedrückt, sondern manchmal sogar an Leib und Leben arg geschädigt werde, befand sich eines Tages folgende Notiz:

„Schon wieder der Säbel!!!

Gestern nachmittags 5 Uhr spielte sich in der Mariengasse eine ekelerregende Scene ab, welche

wieder den deutlichsten Beweis liefert, daß es endlich an der Zeit wäre, unserer Militär-Mannschaft sowohl, als auch den Officieren das Tragen der Seitenwaffe außer Dienst zu verbieten. Passanten sahen nämlich um jene Stunde zu ihrem Entsetzen einen jungen Officier unserer Garnison, welcher augenscheinlich aus Uebermuth — nach Berichten eines anderen Augenzeugen im Zustande der Trunkenheit (!) ohne jegliche Ursache mit gezogenem Säbel wie wüthend um sich hieb und dadurch die harmlosen Spaziergeher arg gefährdete. Nur dem tapferen Einschreiten des hiesigen Bürgers Anton Dünn, welcher dem Excedenten mit augenscheinlicher Lebensgefahr den Säbel entriß, ist es zu danken, daß diese widerliche Scene ohne weitere nachtheilige Folgen endete. Die angesammelten Menschenmassen gaben in unzweideutiger Weise ihren gerechten Unwillen über diese Brutalität kund, ja wir glauben, daß die aufgeregte Bevölkerung zu einem Akt der Lynch-Justiz geschritten wäre, wenn sich der Officier nicht durch die schleunigste Flucht gerettet hätte."

Begreiflicher Weise versetzte diese Notiz das ganze Städchen in nicht geringe Aufregung. Ueberall besprach man die peinliche Angelegenheit, überall wußte man noch einige schreckliche Details hinzuzufügen.

„Ich habe gehört", erzählte der Friseur einem seiner Kunden, indem er ihm das Kinn mit Seifenschaum einrieb, „ich habe gehört, daß er wahnsinnig ist. Er soll schon im Beobachtungszimmer — —"

„Ist es wahr, daß zwei Männer todt und eine Frau lebensgefährlich verletzt sind?" unterbrach ihn ein behäbiger Spießbürger, welcher sich eben die Haare schneiden ließ.

„Das weiß ich nicht", war die Antwort, „aber daß dem Herrn Dünn beide Hände zerschnitten worden sind, als er ihm den Säbel entwand, ist sicher."

Aehnliches sprach man auch im Wirthshaus, welches heute, vermuthlich weil jedermann Neuigkeiten zu vernehmen hoffte, ausnehmend überfüllt war.

Eben erzählte jemand, daß die Blutlache am Trottoir in der Mariengasse laut soeben gefaßten Gemeinderathsbeschlusses zum traurigen Angedenken an dieses Ereignis nicht nur niemals aufgewaschen werden sollte, sondern auch nöthigen Falles durch Thierblut aufzufrischen sei, als der tapfere Held des Tages, Anton Dünn, seines Zeichens bürgerlicher Schneidergehilfe, das Lokale betrat. Er wurde mit gebührenden Ovationen empfangen: „Hoch der wackere Schneider! brüllte einer und „Hoch, hoch, hoch!" gurgelte es aus hundert Kehlen. Der Schneider verneigte sich dankend. Er fühlte sich augenscheinlich geschmeichelt.

Aber sein Antlitz war bleich, vermuthlich vom großen Blutverlust. Beide Hände waren verbunden. Armes Schneiderlein!

„Und nun setze Dich zu uns und erzähle ordentlich, wie sich die Geschichte eigentlich zugetragen hat", rief der dicke Selcher und bot ihm sein Glas zum Trinken an. Und der Schneider that Bescheid, räusperte sich und begann also: „Eigentlich ist die Zeitungsnotiz etwas übertrieben, oder doch in mancher Hinsicht undeutlich."

„Ist es also nicht wahr, daß drei Männer todt und außer Dir noch fünf Weiber schwer verletzt sind?" unterbrach ihn der Schuster Gruber aus der Neugasse.

„Gar keine Idee! das stand ja auch gar nicht in der Zeitung."

„Aber mein Nachbar, der Bäckermeister, hat es erzählt!?"

„Dummes Gewäsche", brüllte wieder der dicke Selcher. „Wenn Ihr ihn immer unterbrecht, so hören wir bis morgen früh nicht, wie es eigentlich war."

„Also, daß ich erzähle", hub jetzt wieder der Schneider an. „Ich gehe langsam durch die Mariengasse, da bemerk' ich in einiger Entfernung eine Ansammlung von Menschen. Ich frage natürlich, was los ist und höre, daß ein Officier den Säbel gezogen hat und wie wüthend um sich schlägt. Ich denk'

natürlich gleich, daß es sich um eine Schlägerei mit einem Civilisten handelt und nehme Partei für den Schwächeren.

„Hast Du ihn niedergeschlagen?"

„Das nicht, aber den Säbel wollte ich ihm entreißen und zerschnitt mir dabei die Hände."

„Na, und was hast Du dann mit dem blutigen Säbel gemacht?"

„Das ist leicht gefragt. Wie ich bemerke, daß mir daß Blut von den Fingern herunterrinnt, habe ich natürlich ausgelassen."

„Und der Säbel blieb in seiner Hand?"

„Natürlich!"

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Wochen nach den erzählten Ereignissen fand eine Gerichts-Verhandlung statt. Auf der Anklagebank befand sich der Schneidergehilfe Anton Dünn.

„Herr Zeuge", sprach der Richter zu einem jungen Officier, wollen Sie die Güte haben, den Verlauf der Begebenheit zu schildern."

„Ich ging", erzählte der Officier, „beiläufig um 5 Uhr nachmittags durch die Mariengasse, als mich plötzlich, und zwar ohne jede Veranlassung, ein großer schwarzer Hund attaquirte. Anfangs hoffte ich, denselben durch einige Hiebe mit der Säbel-

scheide zu verjagen, allein die Bestie wurde immer wüthender, sprang auf mich los und zerriß mir den Rock. Dies veranlaßte mich, den Säbel zu ziehen und den Hund mittelst zweier kräftiger Hiebe auf den Kopf niederzustrecken."

„Zur Klärung der Verhältnisse erwähne ich", schaltete der Richter ein, „daß der Besitzer dieses bekannt bösartig gewesenen Hundes wegen Unterlassung der nöthigen Beaufsichtigung desselben bereits abgestraft worden ist. Doch ich bitte, fortzufahren."

„Das ganze Schauspiel hatte begreiflicher Weise eine größere Anzahl von Passanten neugierig gemacht, welche anfänglich in gemessener Entfernung zusahen, dann aber, insbesondere als der Hund bereits kampfunfähig war, näher traten und förmlich einen Kreis um mich bildeten. Ich wollte eben meinen Säbel versorgen, als mir jemand von rückwärts in die Arme fiel und mir den Säbel zu entreißen versuchte. Nachdem er denselben jedoch bei der Klinge anfaßte, ich aber nicht die Absicht hatte, meine Waffe preiszugeben, so geschah es, daß sich der Angreifer tüchtig die Hände zerschnitt und den Säbel eilig losließ, worauf ich denselben versorgte und meinen Weg ruhig fortsetzen konnte."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Tags darauf berichtigte das kleine Winkelblatt, deſſen eingangs Erwähnung gethan wurde, in einer ſehr kurz gehaltenen Notiz lakoniſch:

„(Verurtheilt) wurde geſtern wegen ungerechtfertigter Beſchränkung der perſönlichen Freiheit der Schneider-Gehilfe Anton Dünn zu ſechs Wochen Kerker.“

Jägerlatein.

„Se non è vero — —“

Wir ſaßen in unſerem Stammgaſthauſe bei ſchäumendem Gerſtenſafte. Nachdem die dienſtlichen Vorkommniſſe des Tages nach allen Seiten beleuchtet worden waren und man ſich bei dieſer Gelegenheit nach gut öſterreichiſcher Weiſe tüchtig ausgeſchimpft hatte, gingen wir, altem Brauche gemäß, auf das nächſte Thema über, welches von Pferden und Damen handelte. Dem alten Sprichworte „Viel Köpf', viel — Unſinn“ entſprechend, erblickten hiebei die abſonderlichſten Geſchichten das Licht der Welt. Es wurde ſpät. Allein niemand dachte an's nach Hauſe gehen, denn es war zu Anfang des Monates, der einzigen Zeit, während welcher die mageren Subaltern-Portemonnaies ein längeres Aufbleiben ermöglichten. Ueberdies waren wir in unſerem Geſpräche noch nicht zum

letzten Abschnitt, dem Anekdotenerzählen, gekommen. Endlich wurde hiezu das Signal gegeben: Der Oberlieutenant v. Felden stellte die alte aber bewährte Scherzfrage, was der Unterschied zwischen einem Generalstäbler und einem Genieofficier sei. Die Antwort lautete allgemein, daß es besser wäre, mit solch' mumienhaft alten Witzen verschont zu bleiben. Nur ein junger, eben erst der Akademie entwachsener Lieutenant, sagte schüchtern, daß ihm der Scherz unbekannt sei, worauf v. Felden hocherfreut erwiderte: „Dem ersteren fällt gar nichts, dem letzteren alles ein — — — —"

Da erhob der wegen seiner bösen Zunge und seiner „Lust zu fabuliren" (was sich in gewöhnliche Prosa mit „aufschneiden" übersetzen läßt) gefürchtete Artillerie-Oberlieutenant Hufnagel seine Stimme und sagte, er könne nicht umhin, aus Anlaß des Umstandes, daß er den soeben vom Stapel gelassenen Scherz heute zum hundertstenmal über sich habe ergehen lassen müssen, eine Geschichte aus seinem Leben zu erzählen, deren Wahrhaftigkeit er verbürgen könne.

„Bravo!" riefen die anderen durcheinander, „erzähle!"

Und er erzählte: „Es ist schon eine Reihe von Jahren her, seit ich in einer kleinen, judengeschwängerten Garnison Ostgaliziens meine Jugend vertrauerte.

Wenn ich nicht ein so edel angelegter Mensch wäre — bei Gott, ich hätte mich vor lauter Langweile dem Trunk ergeben müssen.“ Er hielt einen Augenblick inne und feuchtete sich die Kehle an. Dann fuhr er fort:

„Es kam mir daher der Befehl, aus Ungarn eine größere Anzahl von Remonten für das Regiment abzuholen, außerordentlich erwünscht. Konnte ich doch auf einige Zeit meiner entsetzlichen Garnison den Rücken wenden! Vergnüglich packte ich daher ein Halsstreifchen in die rechte Tasche meines Mantels, die Zahnbürste in die linke und trat die Reise an.

„Ich übergehe die Details der wenig reizvollen Fahrt und beginne mit der Erzählung meiner eigentlichen Geschichte. Bei der Uebernahme meines Transportes machte ich nämlich die unliebsame Entdeckung, daß keines der Pferde mit einem Halfter versehen war, und niemand wollte dieses zwar einfache, bei einem Remonten-Transport jedoch nicht unwichtige Riemenzeug beistellen. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als der nicht mehr ungewöhnliche Weg des Kaufens.

„Anstandslos brachte ich die Pferde hierauf nach der Bahn und in die Waggons, anstandslos übergab ich sie, sammt Halfter natürlich, dem Regimente; dann legte ich demselben meine Rechnung vor und

das ſchreckliche Einerlei meines Garniſonslebens nahm wieder ſeinen einlullenden Fortgang.

„Da erhielt ich eines Tages von der Intendanz eine Erſatzvorſchreibung. Denken Sie ſich meine Herren! Die Intendanz ſprach unverhohlen die Anſicht aus, ich ſei zur Anſchaffung der erwähnten Halfter nicht berechtigt geweſen und müſſe daher deren Geldwerth dem löblichen Aerar zurückerſtatten u. ſ. w. u. ſ. w.

„Obwohl das Schreiben für gewöhnlich nicht meine Leidenſchaft iſt, ſetzte ich mich dennoch nach dem überſtandenen erſten Schreck zum Schreibtiſch, um ſchriftlich zu beweiſen, daß der Einkauf der vielgenannten Gurten unbedingt nothwendig geweſen war.

„Vergebens! Zahle, Bauer! hieß es. Ich aber ließ mich nicht abſchrecken, nahm nochmals Feder und Tinte und ſchrieb:

„Mit Bezugnahme auf ꝛc. ꝛc. erlaube ich mir des weiteren die Anſicht auszuſprechen, daß es leichter möglich iſt, hundert Tintenklexer von Galizien nach Tirol und retour *bei den Ohren* zu führen, als nur eine einzige Remonte *ohne Halfter* von Ungarn nach Galizien.“

„Dies wirkte. Ich wurde nämlich eingeſperrt.“

Allgemeines Lachen belohnte den Improviſator. Und als die Gläſer von neuem gefüllt waren, ſetzte derſelbe fort:

„Die folgende Geschichte, welche gleichfalls von der Intendanz handelt, ist mir zwar nicht selbst passirt, sondern von einem glaubwürdigen Kameraden erzählt worden."

Auf den Gesichtern der Zuhörer stellte sich jenes Schmunzeln ein, welches nur Wenige zurückzuhalten im Stande sind, wenn sie fühlen, daß ihnen ein Bär aufgebunden werden soll.

„Dieser glaubwürdige Kamerad war nämlich im Jahre 1878 in Bosnien Proviant-Officier bei einem Infanterie-Regimente und hatte als solcher eine Herde Ochsen unter seinem Commando — ich meine dies selbstverständlich wörtlich. Nachdem diese Schlachtthiere jedoch leider weder militärisches Gefühl, noch Kenntnis von ihrem, in Form von Gulyas besonders deutlich erkennbaren, innern Werth haben, so fanden sie es eines Tages für gerathen, im Wege einer entsetzlichen Desertions-Complotstiftung die strenge Bürde der Disciplin abzuschütteln und durchzugehen.

„Selbstverständlich begannen die Federn in der Regiments-Kanzlei sofort hastig über das Papier zu schnarren, um bei der Intendanz einer Ersatzvorschreibung zuvorzukommen. Und bald schnarrten auch die Federn in der Kanzlei dieser Beamtengruppe und brachten nach verhältnismäßig kurzer Zeit folgende Musterleistung vor das entsetzte Auge des Proviantmaiers:

„In Anſehung des Umſtandes, daß, daß und daß — wird von der Zuerkennung der Erſatzpflicht für die durchgegangenen Ochſen zwar abgeſehen, doch haben Euer Wohlgeboren die Haut der beſagten Schlachtthiere dem k. k. Aerar rückzuvergüten.“

„Jetzt war der Arme erſt recht in der Klemme, denn in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit wollte er die erwähnte Haut in natura erſetzen — — — — — — —“

„Du ſcheinſt“, lachte einer der Herren, „unſerer Intendanz nicht ſonderlich grün zu ſein.“

„Ich?“ war die Antwort, „o nein, mir iſt ſie mindeſtens ganz gleichgiltig; denn ich habe mit ihr Gott ſei Dank, noch nie etwas zu thun gehabt.“

Das erſte Debut.

„Adjutanten ſieht man fliegen,
„Manchmal auch am Boden liegen.“

Ein friſch gebak'ner Adjutant,
Im Reiten noch nicht ſehr gewandt,
That ſeinen erſten Dienſtesritt
In des Majoren kleiner Suite.
(Er war von früh'ren Zeiten her
Der Mannſchaft kein bequemer Herr,
Dieweil er, ſelber ſehr genau,
Es niemals litt, daß jemand flau.)
So lang nur ſacht im Schritt es ging,
Er leidlich noch im Sattel hing,
Doch an des Trabens Schnelligkeit
Dacht' er mit großer Bangigkeit.

Da ſprang aus einem Bauernhaus
Ein Kläffer wuthentbrannt heraus

Und bellte laut die Reiter an.
Der Adjutant war übel dran,
Denn ſein erſchrecktes Reitgethier
Wollt' nicht vorbei, ſpreizt' alle Vier,
Und weder lautes Schnalzen, noch
Des Schenkeldruckes ſanftes Joch
Ermunterten den Gaul zur Pflicht:
Er ſpreizte ſich und rührt' ſich nicht.
Jetzt wendete der Reitersmann
Mit Wucht die Räderſporen an,
Allein umſonſt: Der Schimmel ſtand
Auf ſeinem Platz wie feſtgebannt.
Nun ſchlug er mit dem Stocke drein,
Umſonſt, er holt' den Chef nicht ein.
Indeſſen macht's dem Kläffer Spaß,
Zu bellen ohne Unterlaß.

Da ſieht von ſeiner Compagnie
Er einen Führer vis-à-vis
Und ruft: „Sie, Führer, bitte ſchön!
Mein Schimmel will nicht vorwärts gehn,
Der Kläffer ſchreckt ihn gar zu ſehr,
Kaum weiß ich mir zu helfen mehr.
Hier meinen Stock! Und hauen Sie
Herunter eins dem Ludersvieh!"

Der Unterofficier, nicht faul,
Verstand wohl schlecht — und hieb den Gaul.
Der Reiter aber, wie der Blitz,
Schnellt' in die Höh', verlor den Sitz
Und lag, 'vor er es recht verstand,
Im Straßengraben rechter Hand
Und fluchte gottesjämmerlich. —
Der Führer später grämte sich,
Dieweil in eine Zelle klein
Man ihn acht Tage sperrte ein.

Der verhängnisvolle Zahn.

„Behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
„Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Man unterscheidet bei den Menschen bekanntlich vier Lebensalter — daher auch bei einer Nation, welche ich nicht mit Namen nennen will, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich mit meinen harmlosen Schriften nationale Zwietracht säe.

Sieht man von den Tagen der Kindheit ab, so lassen sich die drei folgenden Lebensabschnitte bei der Mehrheit jener Menschengruppe wie folgt charakterisiren: In der Zeit, wo sich der Körper bis zu seiner vollständigen Entwicklung streckt und dehnt, ist der Jüngling hauptsächlich darauf bedacht, seinem sterblichen Theil Nahrung, viel Nahrung zuzuführen. Für ihn gilt jetzt ausschließlich das Sprichwort: Man ißt nicht, um zu leben, sondern man lebt, um zu

essen. Hat er sich auf diese Weise — wie man sich bei der Cavallerie ausdrücken würde — tüchtig eingehabert, so wird er schön. Da gibt es — seiner Einbildung nach — kein einzig Mädchen auf dem ganzen Erdenrund, welches ihm zu widerstehen vermöchte. Und wehe derjenigen, die er mit seiner Liebenswürdigkeit verfolgt! Sie muß — seiner Einbildung nach — in seinen Netzen zappeln. Sind auch diese himmlischen Tage vorüber, in welchen er entweder heiratet, oder — ledig bleibt, so wird der längst zum Manne gereifte Jüngling gescheidt, ganz unglaublich gescheidt. Er kennt jetzt alle Ebers'schen Romane, spricht über Immanuel Kant und Richard Wagner ebenso fließend, wie über Strategie im Allgemeinen und den Feldzug vom Jahre Soundsoviel im Besonderen, weiß alle Bestandtheile eines elektrischen Beleuchtungs-Apparates mit Namen anzuführen und gedenkt demnächst ein neues Repetir-Gewehr zu erfinden. Ja, er ist jetzt gescheidt, ganz unglaublich gescheidt.

Der Lieutenant P*** befand sich zur Zeit, als die folgende Geschichte spielte, eben in der Periode ungeheuerer Schönheit. Kenner behaupteten zwar manchmal das Gegentheil, doch war dies jedenfalls nur Verleumdung und bitterer Neid. Konnte er doch mindestens ein halbes Dutzend junger Mädchen ohne

zu ſtocken mit Namen aufzählen, von denen ihm jede mit wonnigem Entzücken Herz und Hand geſchenkt haben würde, wenn er es gewünſcht hätte. Er aber wollte ſich nicht ohne reifliche Ueberlegung in das ſüße Joch der heiligen Ehe begeben, denn zum Heiraten — bedachte er — bedarf es, wie zum Kriegführen überhaupt, Geld, Geld und abermals Geld. Deshalb war ſein erſtes Streben, nur einem reichen Mädchen die Ehre angedeihen zu laſſen, ſeinerzeit Frau Lieutenant P*** zu heißen.

Bei ſeinem wohlgeübten Talente, dergleichen Goldfiſche ausfindig zu machen, konnte es nicht fehlen, daß er eines Tages eine ernſte Annäherung an die Tochter des wohlhabenden Apothekers Giftmiſcher in Erwägung zog.

Die Erkundigungen, welche er über ſie einzog, lauteten überaus günſtig: Mindeſtens achtzigtauſend Gulden! Dabei war ſie hübſch, ſogar ſehr hübſch. Daß ſie aber auch ſehr vernünftig war, hatte ihm jedoch niemand geſagt, und er ſelber kam erſt im Laufe der Begebenheiten auf dieſes Ehehindernis.

Jetzt gab es keinen Ball, kein Theater, kein Concert, wo er ſich nicht im tadelloſen Waffenrock, funkelndem Porte-épée und friſchgewaſchenen Handſchuhen in ihre Nähe drängte und ſie mit auserleſen ſchönen Liebesphraſen verfolgte. Malchen ließ ihn nicht

nur gewähren, sondern munterte ihn sogar durch manches bedeutungsvolle Lächeln und manchen tiefen Blick zu kühnerem Vorwärtsschreiten auf. Freilich that es die Falsche — Weiber sind bekanntlich immer falsch — nur aus dem Grunde, um ihren Spaß dabei zu haben und war boshaft genug, einigen ihr wohlbekannten Kameraden des schönen Lieutenant P*** lachend zu erzählen, was ihr Verehrer für albernes Zeug zu plaudern im Stande sei.

So standen die Dinge, als der Tag nahte, welchen unser Don Juan ausersehen hatte, um ihr in voller Form seine Liebe zu — ihren achzigtausend Gulden zu gestehen. Abends sollte im Casino ein großer Ball stattfinden, für welchen ihm Malchen die so beliebte dritte Quadrille zugesagt hatte. Sorgfältiger denn je machte er Toilette. Schon hatte der Haarkünstler sein rabenschwarzes Haar tüchtig pomadisirt und gekräuselt, die Spitzen seines Schnurrbartes waren unternehmend nach aufwärts gestellt, die Füße steckten in engen, spitzigen Lackstiefeletten, genannt „Lackzwanghufe."*) Auch die unglaublich engen Un-

*) Der Autor bittet die P. T. Leserinnen und Leser wegen dieses Wort-Monstrums, welches nur Hippologen einigermaßen verständlich sein dürfte, um gütige Nachsicht, allein sein auch an anderer Stelle ausgesprochener Grundsatz, nur streng nach der Natur zu zeichnen, gebietet ihm, dieses merkwürdige

ausſprechlichen hatte er mit Hilfe ſeines Dieners ohne beſonderen Unfall angezogen. Jetzt nur noch mit raſchem Griff den künſtlichen Zahn in den Mund geſteckt und — — aber, hilf Himmel! wo war der Zahn geblieben!? In des Waſchbeckens Tiefen ſuchte er mit ängſtlicher Haſt. Allein vergebens! Alle Tiegel und Fläſchchen hob er auf, alle Kämme und Bürſten, Haarwäſſer und Parfums, den verlorenen, unerſetzlichen Schneidezahn zu finden. Umſonſt, umſonſt! Seine Angſt ſteigerte ſich, und verzweifelt rief er nach dem Burſchen und fragte ihn nach dem Verbleib ſeines Lückenfüllers, allein dieſer verſicherte mit normal dummem Lächeln, er wiſſe von gar nichts. Daß er ſich dabei eines unbehaglichen, ja ängſtlichen Gefühles nicht erwehren konnte, ward von ſeinem Herrn und Gebieter nicht bemerkt. So ſchwanden die Minuten. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, denn er fühlte, daß ſeine ganze Zukunft an der Wiederauffindung jenes Stückchens Bein hing.

Schon ſtand der Wagen, welcher ihn zu der Stätte des Vergnügens führen ſollte, vor dem Hausthor, und es galt jetzt, einen Entſchluß zu faſſen. Haſtig tauchte der beinahe Erſchöpfte die Finger ins

Wort hier nicht unausgeſprochen zu laſſen. Auch gibt er ſich der beſtimmten Hoffnung hin, daß dasſelbe in der neueſten Auflage des „Büchmann“ keine Aufnahme finden wird.

Wasser, trocknete sie schnell mit dem Handtuche und zog den Rock an. Dann noch etwas Parfum auf das Schnupftuch, Mantel und Säbel umgehängt, und schon rollte der Wagen zum nächsten Zahntechniker, wo er den auf so räthselhafte Weise in Verlust gerathenen Zahn durch einen neuen ersetzen zu können hoffte. Allein, als er mit keuchendem Athem das dritte Stockwerk erstiegen hatte, bedeutete man ihm achselzuckend, daß der Herr Doctor zu so später Stunde niemals ordinire. Mit einem kräftigen Fluch auf den Lippen stürmte er die Treppen wieder hinunter, und weiter ging es im schnellsten Trab zum nächsten Zahnkünstler. Nach langer Debatte ließ sich derselbe herbei, die Lücke in dem Munde unseres Don Juan mittelst eines prächtigen, perlmutterglänzenden Präparates nothdürftig auszufüllen. Ich sage nothdürftig, denn die Lücke war etwas größer wie der künstliche Zahn, weshalb unser Heiratscandidat nach dem Einsetzen desselben ein sonderbares und ungewohntes Gefühl im Oberkiefer empfand; doch beachtete er dasselbe nicht weiter und fragte mit leichtem Stottern nach seiner Schuld. Als er dieselbe beglichen hatte — er fand sie unmäßig hoch — eilte er davon. Im Wagen machte er noch einige Sprechübungen, welche kläglich ausfielen, denn der schlecht passende Zahn behinderte ihn im deutlichen Sprechen. Allein jetzt gab es keinen

Ausweg mehr, und so stand er denn endlich im hell beleuchteten Ballsaal an der Seite der holden Apothekerstochter.

Freundlich nickend hatte sie seine Versicherung entgegengenommen, daß sie die Schönste im ganzen Saale sei, lächelnd nahm sie seinen Arm und begab sich an seiner Seite in das Gewühl der Tanzenden. Wie der Raubvogel seine sichere Beute immer enger und enger umkreist, bevor er sich auf dieselbe mit pfeilschnellem Flügelschlag herabstürzt, so begann auch er vorerst nur allgemeine Andeutungen zu machen, wie schön es sein müsse, an der Seite eines geliebten Weibes die Tage zu verbringen, und als sie hierauf erwiderte, daß auch ihr ein solches Los beneidenswerth scheine, seufzte er so tief, daß die brennenden Kerzen auf den Lustres vor lauter Mitgefühl dicke Wachsthränen zu Boden träufeln ließen. Und schon öffnete er den Mund, um das letzte entscheidende Wort zu sprechen, als Malchen, die Falsche, plötzlich so unzeitgemäß zu lachen anhub, daß er sie verwirrt um den Grund ihrer Heiterkeit befragte. „Seien Sie nicht böse", sagte sie noch immer lachend, „es ist sehr unartig von mir, allein — — Sie haben etwas verloren!"

Der Brautwerber hatte übrigens sein Unglück bereits selbst wahrgenommen: Sein schlecht passender

Zahn war ihm bei den letzten Worten aus dem Mund auf den glatten Boden gefallen und rollte nun in luſtigen Sprüngen über das Parquett. P*** war ſprachlos. Ein tiefes Roth bedeckte ſein Geſicht. Malchen aber, noch immer lachend, holte aus des Kleides Falten ein kleines zierliches Etui hervor und überreichte es ihm mit den Worten: „Machen Sie ſich nichts daraus, Herr Lieutenant! Ein unbekannt bleiben wollender Wohlthäter hat mich beauftragt, Ihnen dieſes Etui zu überreichen. Es ſoll ſich in demſelben ein künſtlicher Zahn befinden, welcher Ihnen jedenfalls beſſer paſſen wird, als der eben in Verluſt gerathene.“

Der Verrathene nahm es mit einem mühſam hervorgurgelnden: „Ich danke!“ entgegen und verſchwand, denn er fühlte, wie ihm die Zornesader auf der Stirne ſchwoll. „Wenn ich den Wohlthäter erwiſche!“ war ſein einziger Gedanke, und racheſchnaubend kehrte er heim.

Wenige Tage ſpäter verlobte ſich Malchen mit einem ſchneidigen Cavallerie-Officier. P*** aber hat nie erfahren, wer ihm jenen Schabernack geſpielt. Und auch der Schreiber dieſer Zeilen kann verſchwiegen ſein. — — —

Befehl ist Befehl.

„Die Subordination besteht in der Pflicht des unbedingten Gehorsams, welchen jeder Untergebene seinen Vorgesetzten zu leisten schuldig ist."

Obwohl mir die folgende kleine Geschichte aus dem Munde eines der glaubwürdigsten Zeitgenossen zu Ohren gekommen ist, so kann ich dennoch nicht umhin, ehrlich die Vermuthung auszusprechen, daß sich dieselbe nicht wirklich zugetragen hat, sondern vielmehr in einem ausschweifenden Gehirn entstanden ist zu Nutz und Frommen jüngerer und jüngster Kameraden, in deren Brust das Bewußtsein der Pflicht des unbedingten Gehorsams, welchen jeder Untergebene seinen Vorgesetzten des Dienstes wegen zu leisten schuldig ist — mit einem Worte die Subordination noch nicht derartig feste Wurzel gefaßt hat, wie es

allseits wünschenswerth wäre. Und deshalb mag sie an dieser Stelle Platz finden. —

Der Hauptmann Weißenborn, Commandant der vierten Feld-Compagnie irgend eines Infanterie-Regimentes, war nicht nur als Soldat im allgemeinen, sondern auch als gehorsamer Untergebener im besonderen das leuchtendste Vorbild eines ganzen Soldaten. „Befehl ist Befehl" war seine Devise, an die er sich sein Leben lang hielt und welche er bei allen Mühseligkeiten und Drangsalen, so im Leben des Krieges oft unvermeidlich sind, als tröstendes Stoßgebet zum Himmel sandte.

Besagter Compagnie-Chef hatte unter seiner Mannschaft zwei Infanteristen mit Namen Josef Bauer und Johann Bauer, von welchen der erstere — Josef Bauer — eines Tages die Augen zudrückte und starb. —

Verehrte (oder darf ich sagen schöne?) Leserin! Es wäre mir ein Leichtes, die vorliegende Gelegenheit zu benützen, Dir durch Niederschreibung einiger tiefsinniger, wenn auch nicht mehr neuer Bemerkungen über den Tod, und Plünderung mehrerer für diesen Zweck geeigneter Dichter („Rasch tritt der Tod den Menschen an", „Es ist bestimmt in Gottes Rath", und drgl.) die süßen Aeuglein zu netzen; nachdem

mein Büchlein jedoch andere Zwecke verfolgt*), so unterlasse ich all' das und begnüge mich mit der einfachen Constatirung des Factums.

Infanterist Josef Bauer also war todt. Die für solche Anlässe durch das Dienst-Reglement vorgeschriebenen und durch die Gebühren-Vorschrift (laut welcher zur Anschaffung eines Sarges, eines hölzernen Kreuzes u. s. w. bare drei Gulden verrechnet werden dürfen) erhärteten Verfügungen waren bald getroffen, so daß sich alles mit gewohnter Regelmäßigkeit abspielte. Tags vor der Beerdigung aber wurde der Hauptmann Weißenborn durch den täglich erscheinenden Regiments-Commando-Befehl in nicht geringe Aufregung versetzt, in welchem es u. a. wie folgt hieß:

„Zum morgigen Leichenbegängnisse des Infanteristen Johann Bauer hat die 4. Feld-Compagnie den Conduct, die Stabsabtheilung eine kleine Harmonie der Musik beizustellen, welche morgen um halb 3 Uhr nachmittags u. s. w."

Dem Hauptmann fiel bei dieser Lectüre die Pfeife aus dem Mund. „Der Infanterist Johann Bauer ist ja gar nicht gestorben und ich soll ihn begraben?" rief er entsetzt. „Das Regiments-Commando

*) Bezüglich des Endzweckes dieses auf gutes Papier gedruckten Buches wage ich allerdings keinerlei Vermuthung auszusprechen. Anmerkung des Verfassers.

kann doch nicht verlangen, daß ich einen Menschen bei lebendigem Leib zur Erde bestatte! Ueberdies ist er mein bester Chargenschüler! Aber Befehl ist Befehl! Und was soll ich denn mit dem todten Infanteristen Josef Bauer beginnen? Es wird vielleicht doch nur ein Irrthum — — —" Er schnallte eilig den Säbel um, riß dem Officiers-Diener die Kappe aus der Hand und stürmte in die Compagnie-Kanzlei. „Sie Rechnungsunterofficier, nehmen Sie schnell Feder und Tinte und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde. Und er begann zu dictiren:

An das k. k. Regiments-Commando

in

Irgendwo.

Irgendwo am.....18..

Mit Bezugnahme auf den Art. VI des heutigen Regiments-Commando-Befehles, laut welchem die Compagnie morgen nachmittag den Infanteristen Johann Bauer zu beerdigen hat, bitte ich das k. k. Regiments-Commando um Aufhebung dieses Befehles, nachdem nicht der genannte Infanterist, sondern der Infanterist Josef Bauer gestorben ist. Zur weiteren Unterstützung meiner Bitte führe ich an, daß der Infanterist Johann Bauer mein bester Chargenschüler ist, welchen ich demnächst zur Beförderung zum Titular-Gefreiten in Vorschlag zu

bringen beabsichtige. Sollte das k. k. Regiments-Commando diese meine Bitte nicht berücksichtigen, so bitte ich um die nöthigen Weisungen bezüglich der Leiche des verstorbenen Infanteristen Josef Bauer.

Er setzte seinen Namen unter das Schriftstück und befahl dem Rechnungs-Unterofficier, dasselbe sofort persönlich in die Regiments-Kanzlei zu tragen und, im Falle er dortselbst einen abändernden Befehl erhielte, ihm augenblicklich Meldung zu erstatten.

Der Rechnungs-Unterofficier entfernte sich schmunzelnd, während der Hauptmann halbberuhigt nach Hause ging.

Zum Glück befand sich der Regiments-Adjutant noch in seiner Kanzlei, als der Rechnungs-Unterofficier an dessen Thüre pochte.

„Herein!"

„Herr Oberlieutenant, ich melde gehorsamst, der Herr Hauptmann Weißenborn schickt ein Dienststück."

Der Adjutant nahm es ihm brummend ab. „Worauf warten Sie denn noch?"

„Ich soll dem Herrn Hauptmann eine Antwort bringen."

Der Oberlieutenant überflog mit raschem Blick das Schriftstück. Anfänglich zuckte ein leichtes Lächeln

um seine Mundwinkel, dann aber rief er mit entrüsteter Stimme: „Das ist zu dumm! Melden Sie dem Herrn Hauptmann Weißenborn, er soll in der bewußten Angelegenheit nach eigenem Ermessen handeln."

Als dies der Hauptmann erfuhr, athmete er erleichtert auf: Sein bester Chargenschüler blieb ihm erhalten!

Wenn man zu viel Mathematik studirt hat.

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens gold'ner Baum."

Du schöne, unwiederbringlich verlorene Zeit der holden Jugendthorheit! Dein gedenkend verklären sich meine wettergebräunten Züge, und wonniges Entzücken schwellt meine sehnende Brust. Dahin, dahin! Und wenn ich mich erinnere, wie schlecht ich die Stunden nützte, welche ich auf den Schulbänken der Akademie verbrachte (eigentlich waren es sogenannte Stockerln hinter langen, grünen Tischen), wenn ich mich erinnere, wie dort all' die göttlichen Brosamen der Wissenschaft in so verschwenderischer Menge gestreut worden waren, ohne in meinem geistigen Magen Aufnahme zu finden, so erfaßt mich bittere Reue, namenloses Weh. Dahin, dahin!

Und doch — vielleicht ist's besser so. Zum mindesten kann ich sagen, daß mein praktischer Sinn durch vieles Grübeln in mächtigen Folianten nie getrübt worden ist, daß ich — außer wenn verliebt — wegen allzu intensiven Concentrirens meiner Gedanken auf einen einzigen Gegenstand nie von quälenden Kopfschmerzen geplagt worden bin, oder gar, daß ich mich mit jener bereits sprichwörtlich gewordenen Zerstreutheit lächerlich gemacht hätte, welche meist Professoren eigen ist, und auch ein Hauptzug des vielgelahrten Oberlieutenants Zahlenreiter war, welcher in der eingangs erwähnten Bildungsstätte die höhere Mathematik mit nicht allseits befriedigendem Erfolge tradirte.

Besagter Oberlieutenant hatte in den verschiedensten Akademien der Wissenschaften seinen Kopf derartig mit Differential- und Integral-Zeichen, untermischt mit Logarithmen, imaginären Zahlen und sphärischen Dreiecken vollgepfropft, daß derselbe einem wassergetränkten Schwamme nicht ganz unähnlich war: Nur ein kleiner Druck, und die schönste unendliche Reihe quoll aus seinem Munde.

Unter solchen Umständen dürfte es nicht verwunderlich erscheinen, daß unserem gelahrten Kriegsmanne die Zerstreutheit und wohl auch die solchen Geistern eigene Genialität manchen bösen Streich

spielte. So z. B. verrichtete er den Dienst des Akademie-Inspections-Officiers gewöhnlich ohne Feldbinde; in den Unterricht kam er meistens ohne Wehrgehänge, oder er hatte dasselbe, ohne es zu bemerken, statt an der linken, an der rechten Seite umgürtet; ein drittes mal — es war im Winter — entledigte er sich vor Beginn des Unterrichtes seines Mantels, wobei er zum größten Halloh sämmtlicher Zöglinge, welche sich nicht des stolzen Besitzes der doppelten Auszeichnung erfreuen konnten, die unliebsame Entdeckung machte, daß er zu Hause vergessen hatte, eine Blouse anzuziehen, und nun vor der ganzen johlenden Classe in mehr oder weniger tadellos weißen Hemdärmeln am Katheder stand.

Die Ursache dieses letzteren kleinen Malheurs lag wohl in dem Umstande, daß er ein ausgesprochener Feind der Hitze war. Hatte er doch im vergangenen Sommer gelegentlich eines gemeinschaftlichen Ausfluges der Zöglinge in der „großen Tour" des Akademie-Parkes schweißtriefend geseufzt: „Gott schütze uns vor einem Sommerfeldzug", welche Aeußerung ein böser Mund sofort benützte und dem zunächst befindlichen Zögling sotto voce erzählte, Zahlenreiter habe im vergangenen Winter an einem außerordentlich kalten Morgen das Stoßgebet: „Gott schütze uns vor einem Winterfeldzug" zum Himmel gesendet. — — — —

Da begab er sich zur Zeit des halbjährigen Abschlusses, daß Zahlenreiter für die nächste Mathematikstunde eine schriftliche Prüfung in Aussicht stellte. Für die meisten Zöglinge, unter welchen sich auch meine Wenigkeit befand, war diese Aussicht eben keine besonders günstige. Nur einige Zöglings-Unterofficiere zuckten, als in der Wiederholungsstunde über diesen Gegenstand heftig debattirt wurde, vornehm die Achseln. Endlich sprang Zögling Lustig auf den Katheder und rief mit tönender Stimme: „Meine Herren! Sintemalen uns in der nächsten Mathematikstunde ob allgemeiner Unkenntnis der meisten Formeln, Beweise und ähnlicher Unannehmlichkeiten große Noth und Pein bevorsteht, so glaube ich der Zustimmung eines jeden Einzelnen von Ihnen sicher zu sein, wenn ich die vielerwähnte Prüfung unmöglich mache."

Ein heftiges Murmeln fast ungetheilten Beifalles — ich sage f a s t, weil ein Zöglings-Unterofficier in christlicher Entrüstung über diesen Frevel bereits an einer Gegenrede kaute — ein Murmeln des Beifalles also ermunterte den Redner zum Weitersprechen: „Wie Euch Allen bekannt, ist Zahlenreiter ein Feind der Hitze. Erst in der vergangenen Woche hat er sich im Lehrsaal nicht wenig geärgert, daß der Armee-Diener, den Gott dafür erhalten möge, beim Einheizen des Guten zu viel gethan hat. Wenn dieser Ehren-

mann also vor der nächsten Stunde, etwa unter meiner Mithilfe, des Guten noch mehr thut, so daß die Hitze im Saale beinahe unerträglich wird, so wette ich Hundert gegen Eins, daß die Prüfung nicht stattfindet. Wenn Ihr demnach mit meinem Vorschlag einverstanden seid — — —"

Allgemeiner, oder sagen wir aus bekannten Ursachen: fast allgemeiner Jubel machte seine letzten Worte unverständlich. Die Rede des Zöglings-Unterofficiers verhallte ungehört. Der Vorschlag war mit erdrückender Majorität angenommen. —

Und wirklich, als die verhängnisvolle Stunde nahte, war der eiserne Ofen bereits rothglühend. Der Zöglings-Unterofficier fürchtete eine entsetzliche Katastrophe. Zögling Lustig aber warf immer noch ein Holzscheit nach dem andern in den heißen Schlund. Endlich — endlich öffnete sich die Thüre. Oberlieutenant Zahlenreiter trat ein, und zwar diesmal ohne Mütze. Er hatte sie zu Hause vergessen. Kaum hatte er drei Schritte gegen den Katheder gemacht, so blieb er stehen. Sein Gesicht war purpurroth vor Zorn und Hitze. „Das ist infam!" keuchte er. Dann eilte er beschwingten Fußes zum Thermometer. „Sechsundzwanzig Grad Reaumur!" rief er mit unbeschreiblicher Stimme und riß den Wärmemesser von der Wand. „Ich werde das dem Herrn Akademie-

Commandanten melden! Und als Beweis Ihrer Büberei will ich ihm das Thermometer zeigen!" Und er eilte — das Thermometer in der Hand — über den eiskalten Gang und durch den noch kälteren Hof in die Wohnung des Commandanten.

Leider habe ich nicht erfahren können, wie viel Grade das corpus delicti dort gezeigt hat. Die schriftliche Prüfung hat an diesem Tage nicht stattgefunden, wohl aber ein fürchterliches Strafgericht. —

In meinem Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Schön-Lieschen.

Eine Weihnachtsgeschichte in Versen

von

Albert Schnitter.

Preis brochirt 60 kr., gebunden 1 fl.

Urtheile der Presse:

Bohemia (Prag): „. . . . Das Werk eines offenbar begabten Poeten."

Klagenfurter Zeitung: „. . . . eine reizende Geschichte . . . . der liebliche Zauber, welcher dem Gedichte in Form und Inhalt eigen ist. Gehet hin und leset, und ihr werdet voll Freude sein, wie die Kinder vor dem Weihnachtsbaum."

Tagespost (Graz): „Die kleine Dichtung, welche im vierfüßigen Trochäus leicht dahinschlüpft, liest sich lustig und angenehm."

Triester Zeitung: „Ein artiges Geschichtchen, das uns der Dichter in Voß'scher Manier erzählt, und das mehr um der hübschen Einzelmalerei, als des stoppligen Inhaltes vom Anfang bis zum Ende fesselt."

Wiener Allgemeine Zeitung: „Wir fanden viele Stellen, die voll Schwung, Feuer und schöner Färbung sind. . . . Unzweifelhaft haben wir es hier mit einem tüchtigen Talente zu thun."

2c. 2c. 2c.

Ueber die erste Auflage des vorliegenden Buches

Gewehr heraus!

sagt die Presse:

Deutsche Heereszeitung (Berlin): „Es sind lustige, unterhaltende Episoden, die da erzählt werden."

Deutsche Wacht (Cilli): „Plagen Dich Grillen, lieber Leser, so lies dieses Buch! Hast Du als Sommergast Regenwetter statt Sonnenschein, statt Zerstreuung Langeweile, so lies die heiteren Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben."

Die Tyra (Wien): „Ein Büchlein voll des köstlichsten Humors, das namentlich allen Freunden der Militärhumoreske, wie sie bei uns O. Tauber geschaffen hat, bestens empfohlen werden kann. Stücke, wie: „Der Deutschmeister-Schani", „Hier werden Näherinnen aufgenommen", „Zöglingsstreiche" gehören zu dem Besten, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete veröffentlicht worden ist."

Heimgarten (Graz): „Wir empfehlen sie auf das Beste."

Marburger Zeitung: „Die leichte und gefällige Form der Erzählungen, der gesunde und frische Humor, welcher dieselbe durchweht, sichern dem schön ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung."

Morgenpost (Graz): . . . . ihre oft nur anekdotenartigen, aber stets köstlichen Pointen sind originell und wirkungsvoll. Man liest das Buch, das eine Stunde anregender, heiterer Unterhaltung bietet, mit wirklichem Vergnügen; diese Bilder aus dem Soldatenleben unterhalten auch den Laien . . . . Dem Freunde heiterer Lectüre sei das Büchlein nochmals recht warm empfohlen."

Neue poetische Blätter (Frankfurt a/M.): „An gutem Humor und lustiger Schilderei fehlt es nicht, und so kann das Büchlein getrost ohne weitere Empfehlung seines Weges gehen."

Salzburger Zeitung: „Ein freundliches Büchlein! Für Kenner des Soldatenlebens wird diese Sammlung heiterer Bilder eine erfreuliche Gabe sein."

Streffleurs Oesterr. Milit. Zeitschrift: „. . . . . eine recht lustige Sammlung von Scherzen und Abenteuern aus dem wechselvollen Militärleben. Der Verfasser hat treffliche Bilder und wirkliche Originaltypen zusammengestellt und vorgeführt, die den Leser in die heiterste Stimmung versetzen."

Tagespost (Graz): „. . . . . Skizzen erschienen, welche sich durch die Lebendigkeit der Darstellung und gesunden Humor auszeichnen."

2c. 2c.

Im Verlage von **E. Pierson** in **Dresden** ist soeben von demselben Verfasser erschienen:

In eigenen Banden.

Eine Erzählung aus dem modernen Leben in Versen

von

Albert Schnitter.

Preis broch. 92 kr., höchst elegant mit Goldschnitt gebunden fl. 1·55.

Der Hofschauspieler Herr Josef Lewinsky in Wien hat die Widmung dieser ernsten, erzählenden Dichtung angenommen, welche sich ihres Inhaltes wegen besonders zu Geschenken für Damen eignen dürfte. Von den bisher erschienenen Recensionen sei nur das Urtheil des Wiener Deutschen Volksblattes vom 3. April 1889 hervorgehoben, welches „In eigenen Banden" unter des Verfassers bisher veröffentlichten Dichtungen den ersten Preis zuerkennt.